

Berufen

PÄPSTLICHES WERK FÜR GEISTLICHE BERUFE
DIÖZESE ROTTENBURG-STUTTART



AM KIPPPUNKT

REPORTAGE

**Ein Tag mit Gefängnisseelsorger
Georg Gebhard**

ESSAY

**Eine persönliche Bilanz nach
sechs Jahren Synodaler Weg**

„Ich habe die Arbeit eines
Seelsorgers einmal den
,Ernstfall christlicher Hoffnung‘
genannt. Hier im Gefängnis
ist er sehr konkret.“

Georg Gebhard

- 6** REPORTAGE
„Ein goldener Schlüssel, der in den Dreck gefallen ist, bleibt ein goldener Schlüssel“
Ein Tag mit dem Gefängnisseelsorger
Georg Gebhard
- 12** INTERVIEW
„Christ:in sein ist eine Identität mit offenen Rändern“
Im Gespräch mit Prof. Michael Schüssler
- 18** 7 FRAGEN AN ...
Ulrich Kloos, Dekan des Dekanats Ehingen-Ulm
- 20** ESSAY
„Was vom Geist von Frankfurt blieb“
Eine persönliche Bilanz nach sechs Jahren Synodaler Weg
- 26** UMFRAGE
Kippunkte in der Kirche
Drei Menschen erzählen
- 32** REPORTAGE
Seelsorge mit allen Sinnen erleben
Ein Tag mit Claudia Ebert
- 38** MEINUNG
Berufen zu Klimaschutz und Nachhaltigkeit?
Ein Statement von Stefan Schneider
- 40** SAINTS TODAY
Die Karmelitinnen von Compiègne
Der Gesang der Karmelitinnen
- 42** IMPULS
„Wir sind alle noch da“
Mit Paulus an Kipp- und Wendepunkten
- 44** VERANSTALTUNGSTIPP
Das Ambrosianum auf dem Katholikentag in Würzburg
- 46** TERMINE
Diözesanstelle Berufe der Kirche und Päpstliches Werk für geistliche Berufe

IMPRESSUM

Herausgeber: Päpstliches Werk für geistliche Berufe der Diözese Rottenburg-Stuttgart
V. i. S. d. P.: Weihbischof Dr. Gerhard Schneider
Chefredakteurin: Theresa Zöllner
Redaktion: Julia Gaul, Sophia Hose, Gabriel Häußler, Jörg Kohr, Karlina Krause, Dominik Kunek, Felix Maier, Johanna Müller, Isabella Reisch, Valerie Stenzel, Mara Strohm
Redaktionsanschrift und Vertrieb: Päpstliches Werk für geistliche Berufe der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Brunsstraße 19, 72074 Tübingen, berufe-der-kirche@drs.de
<https://berufe-der-kirche-drs.de/berufen-magazin>
Fotos: Titel: KI-generiert; S. 7–11: Julia Gaul; S. 12 (Porträt), S. 17: Johanna Müller; S. 12, S. 26, S. 38: stock.adobe.com; S. 18: Privat; S. 20–25: Synodaler Weg/ Maximilian von Lachner; S. 27: drs/ Jochen Wiedemann; S. 28–31: Privat; S. 32–37, S. 45–47: Webvisio; S. 39: Privat; S. 40: Wikipedia; S. 42: Pixabay
Gestaltung: Bachgasse – Büro für Gestaltung, Tübingen
Druck: Druckerei Deile GmbH, Tübingen
Gedruckt auf umweltschonendem Papier, Tübingen, 2026



Liebe Leserinnen und Leser,

manchmal gibt es Momente im Leben, in denen wir merken: Wir sind an einem Punkt angekommen, an dem es nicht mehr so weitergehen kann wie bisher. Solche „Kipppunkte“ begegnen uns in diesen Zeiten überall: Seien es die „Weltuntergangsuhr“ des Bulletin of the Atomic Scientists, die das derzeitige Risiko einer globalen existenziellen Katastrophe anzeigt und aktuell bei 85 Sekunden vor Mitternacht steht, die zahlreichen Kriege und Konflikte auf der ganzen Welt, die Klimakrise oder die Situation unserer eigenen katholischen Kirche, die einer ungewissen Zukunft entgegen blickt.

Die 27. Ausgabe des Magazins „berufen“ haben wir, die Redaktion, daher dem Oberthema „Am Kipppunkt“ gewidmet. Wie geht man als Christin oder Christ damit um, wenn die Welt – im Großen wie im Kleinen – ins Wanken gerät? In den letzten Monaten haben wir mit Menschen gesprochen, die sich in ganz unterschiedlichen Facetten mit diesem Thema befassen. In den daraus entstandenen Reportagen, Interviews, Essays und mehr kommen Sie, liebe Leserinnen und Leser, den Menschen und ihren ganz persönlichen Geschichten so nah wie nie zuvor.

Begleiten Sie uns hinter die Mauern der Justizvollzugsanstalt Ravensburg, in ein Klassenzimmer der Margarete-Steiff-Schule in Stuttgart und in den Alltag zweier Kirchengemeinden in Myanmar und Tokyo. Ziehen Sie mit einer unserer Redakteurinnen Bilanz aus sechs Jahren Synodaler Weg zwischen vorsichtiger Zuversicht und Frust und kommen Sie mit Prof. Michael Schüßler über sein neues Buch „Es kommt was ins Rutschen“ ins Gespräch.

Es geht um die Frage, ob Jesus heute Klimaaktivist wäre, um den Mut und die Treue der Karmelitinnen von Compiègne und nicht zuletzt darum, dass wir als Katholikinnen und Katholiken hier und da vielleicht ein bisschen verwegener werden sollten. Möglichkeiten gibt es beim nun anstehenden Katholikentag in Würzburg ja genug.

Ich wünsche Ihnen eine inspirierende Lektüre!

Ihre Chefredakteurin



Theresa Zöllner



„Ein goldener Schlüssel, der in den Dreck gefallen ist, bleibt ein goldener Schlüssel“



Ein Tag mit dem Gefängnisseelsorger
Georg Gebhard in der
Justizvollzugsanstalt Ravensburg



Es ist kurz vor acht Uhr morgens, als Georg Gebhard an der Pforte der Justizvollzugsanstalt Ravensburg ankommt. Ein Beamter der Torwache lässt ihn durch den Mitarbeiterzugang herein.

Der erste Weg führt in einen nur mit einem Chip zu öffnenden Nebenraum. Hier endet das Draußen. Sein Handy legt er in ein Schließfach. „Auch alles, was nicht unbedingt nötig ist, bleibt hier“, erklärt er. Dann greift er nach dem, was drinnen notwendig ist: ein

Schlüsselbund, kühl in der Hand, und die PNA, eine persönliche Notrufanlage, ein kleines schwarzes Telefon mit Alarmknopf. Beides hängt wenig später an seinem Gürtel.

Mit einem metallischen Klicken schließt sich die erste Tür hinter ihm und er tritt hinaus auf einen kahlen Innenhof. Die Luft ist noch kalt. Über ihm spannt sich ein grauer Januarhimmel. Schritte hallen über den Beton. Auf der anderen Seite des Hofes liegt der

Mitarbeitertrakt. Noch eine Tür, noch ein Schloss. „Man gewöhnt sich daran“, meint Gebhard, „aber sie erinnern einen jeden Tag daran, wo man ist.“

Seit 2020 arbeitet Georg Gebhard hier als Seelsorger. Über 500 Männer sind in der Justizvollzugsanstalt Ravensburg inhaftiert. Er kennt viele ihrer Geschichten, ihre Stimmen, ihre Gesichter. Manche nur flüchtig, andere über Jahre hinweg. Sein Büro liegt auf der dritten Etage eines anderen Gebäudes, mittendrin in einer Abteilung, in der ca. 40 Inhaftierte untergebracht sind. Ein Schreibtisch mit Blick hinaus ins Freie, hinter Gitterstäben. Ein Gesprächstisch steht in der Mitte des Raumes, Stühle drumherum. An der Wand entlang streckt sich ein großer Schrank mit allerlei Dingen wie Lesebrillen, Bücher und Tabak, auch Bibeln in allen erdenklichen Sprachen. Im Schrank befindet sich außerdem ein Stapel Anträge. Die Gefangenen müssen schriftlich beantragen,

wenn sie mit ihm sprechen wollen. Jeden Morgen holt er sich die neuen Anträge im Mitarbeitertrakt ab.

„Gesprächsanträge haben Vorrang“, betont er, während er die Zettel durchgeht. Neben ihm sitzt sein evangelischer Kollege, mit dem er sich die Arbeit teilt. Sie gehen die Namen durch, sprechen sich ab, damit nichts doppelt bearbeitet wird. Bei den Anträgen kann es vorkommen, dass sich ein Gefangener einen der beiden Seelsorger explizit wünscht. Diesem Wunsch gehen sie in der Regel nach. Manchmal steht auf einem Antrag nur: „Gespräch dringend.“ Oft geht es aber auch um einen konkreten Wunsch: ein Telefonat, Unterstützung bei einem Brief, Begleitung in einer Trauerphase. „Hier entscheidet sich oft schon, wie der Tag wird“, sagt der Seelsorger.

Kurz darauf steht er auf dem Gang vor einer Zellentür. Er klopft an und schließt mit einem der zahlreichen



Schlüssel auf. Der Inhaftierte tritt heraus. Gemeinsam gehen sie durch die Flure in Richtung Seelsorgeraum. An seinem Gürtel stets die Schlüssel und die PNA: „Für den Fall der Fälle.“ Benutzen musste er sie noch nie.

Im Gespräch sitzt der Inhaftierte zunächst mit verschränkten Armen da. Der Anfang eines Gesprächs ist oft nicht leicht, die Themen sehr unterschiedlich. Es geht um Glaubensfragen, Lebensfragen, Schuld, aber auch den Mangel an allem im Gefängnis: Mangel an Geld, Mangel an Beziehungsleben, an Sexualität sowie materielle Not. Georg Gebhard hört zu, fragt behutsam nach. Er drängt nicht. Seelsorge im Gefängnis heißt oft: aushalten.

„Weihnachten ist die schwerste Zeit“, sagt der Seelsorger später. „Da wird der Freiheitsentzug körperlich spürbar.“ Während draußen Familien zusammenkommen und Freude sich verbreitet, werden hier die Gänge stiller als sonst. Ein Gefangener erzählte ihm einmal, dass er an Weihnachten nicht mit seiner Familie telefoniere, da er das nicht aushalte.

Gebhard und sein evangelischer Kollege halten in der Vollzugsanstalt auch regelmäßig Gottesdienste. In der Weihnachtszeit sind sie besonders gut besucht. Im vergangenen Jahr kam ein Chor von außerhalb. „Viele hat das sehr berührt“, erzählt Georg Gebhard, sowohl die Inhaftierten als auch die Sängerinnen und Sänger.

Er lehnt sich zurück. Sein eigener Weg führte ihn über Umwege hierher. Nach dem Abitur wollte er Medizin studieren. Ein Praktikum auf der Intensivstation konfrontierte ihn früh mit Sterben und Tod. „Das waren Grenzsituationen“, erinnert er sich. „Da habe ich gemerkt, dass mich die existenziellen Fragen mehr interessieren als die medizinischen.“ Er studierte Theologie, arbeitete sechzehn Jahre als



Klinikseelsorger in Tübingen. Dann kam der Wunsch nach Veränderung. Über eine Anzeige erfuhr er von der freiwerdenden Stelle in der Gefängnisseelsorge und kontaktierte seinen Vorgänger. Nach einem Besuch zu einem Sonntagsgottesdienst stand seine Entscheidung fest: Hier wollte er weiter Seelsorge betreiben. „Ich habe die Arbeit eines Seelsorgers einmal den 'Ernstfall christlicher Hoffnung' genannt. Hier ist er sehr konkret.“

„Ich habe die Arbeit eines Seelsorgers einmal den 'Ernstfall christlicher Hoffnung' genannt. Hier ist er sehr konkret.“

Am späten Vormittag geht er wieder über den Gang. Ein neuer Antrag, ein weiteres Gespräch, Priorität hoch: ein Todesfall in der Familie. Georg Gebhard erinnert sich an einen Fall von vor zwei Jahren. Das

Kind der Schwester eines Gefangenen verstarb jung. Dieser wollte dann niemanden sehen und ließ sich in seiner Zelle einschließen. „Der wollte einfach nur weg sein und suchte kein Gespräch mit mir. Einen Tag später klopfte er dann doch bei mir. Was er erzählte, bewegt mich bis heute: Mitgefangene, mit denen dieser Mann zuvor kaum gesprochen hatte, waren in seine Zelle gekommen und hatten Tee gekocht. Er erzählte mir, dass sie zusammensaßen, drei Verbrecher, und gemeinsam geweint hätten.“ Für den Seelsorger sind das Momente, in denen Würde spürbar wird: nicht abstrakt, sondern ganz konkret.

Würde ist ein Wort, das er oft benutzt. „Der Mensch bleibt Ebenbild Gottes“, sagt er. Auch wenn er schuldig geworden ist. Auch wenn er lügt, manipuliert, provoziert. „Man wird misstrauischer, vorsichtiger, auch im privaten Umfeld“, gibt Georg Gebhard zu. „Hier gibt es oft einen taktischen Umgang mit der Wahrheit.“ Und doch versucht er, hinter die Fassade zu sehen.

„Der Mensch bleibt Ebenbild Gottes. Auch wenn er schuldig geworden ist.“

Am Nachmittag steht ein Rundgang über eine der Abteilungen an. In einer Zelle leben drei Männer zusammen: ein überzeugter Christ, ein überzeugter Muslim und ein Atheist. Auf dem kleinen Regal stehen Bibel und Koran nebeneinander. „Die diskutieren hart“, betont der Seelsorger, „aber sie reden miteinander.“ Seit Monaten gehe das gut. Für ihn ist das ein Zeichen, dass Begegnung über Grenzen hinweg möglich ist – selbst hier.

Nicht alles ist friedlich. Das Gefängnis hat seine Hierarchien. Ganz unten stehen Sexualstraftäter, besonders jene, die Kinder missbraucht haben. Für sie

gibt es eine eigene Schutzabteilung. „Das ist hier kein wertfreier Raum“, erklärt der Theologe. Auch hinter Mauern gelten unausgesprochene Regeln.

In einem späteren Gespräch geht es um Schuld. Ein Mann hatte seine Freundin fast krankhausreif geschlagen. Anfangs zeigte er keine Reue, sprach von verletzter Ehre. Erst als sein Vater starb, kam etwas ins Rutschen. In der Trauer brach die Scham hervor. „Reue lässt sich nicht erzwingen“, ist Gebhard überzeugt, „manchmal braucht es Jahre.“ Er spricht von „Tätern und Opfern in einer Person“. Wenn Gefangene von ihrer Kindheit erzählen – von Gewalt, Vernachlässigung, Perspektivlosigkeit – verschwimmen einfache Kategorien. „Das entschuldigt nichts“, betont er. „Aber es erklärt manches.“

Der Arbeitstag nähert sich dem Ende. Georg Gebhard sitzt an seinem Schreibtisch, notiert sich Stichpunkte, legt Anträge für morgen bereit. Bevor er geht, bleibt er eine halbe Stunde in Stille. Lässt los. „Sonst nehme ich alles mit nach Hause.“

Ob er die Männer nach ihrer Entlassung wiedersieht? Manchmal. Im Bus, in der Stadt. Ein kurzes Gespräch, ein vorsichtiges Lächeln. Er selbst geht grundsätzlich nicht aktiv auf die Betreffenden zu, sondern überlässt es dem Gegenüber. Nicht jeder der ehemals Inhaftierten möchte, vor allem wenn er in Begleitung ist, an seine Zeit hinter Gittern erinnert werden. „Es ist schön zu sehen, wenn jemand draußen seinen Weg findet.“

Als er schließlich wieder durch die Sicherheitsschleusen tritt, fällt das letzte Tor hinter ihm ins Schloss. Draußen wird es bereits dunkel. „Und das Licht leuchtet in der Finsternis“, zitiert er leise aus dem Johannesevangelium.

Neulich habe er in einer Kunstaussstellung einen Satz gelesen, erzählt er noch: In der Natur gebe es

keine gerade Linie. Gerade Linien seien menschengemacht – technisch, konstruiert, hart. In gewisser Weise „gottlos“, weil sie keinen Raum für Wachstum und Brüche ließen. „Wenn ich hier auf die Biografien schaue, dann sehe ich selten gerade Linien.“ Viele Lebensläufe der Männer hinter den Mauern gleichen

„In jedem Menschen bleibt ein Kern, der nicht zerstört werden kann – ein Rest von Licht, eine Möglichkeit von Zukunft.“

eher zerklüfteten Wegen als sauberen Strecken auf einer Landkarte. Abbrüche, Gewalt, Suchterkrankungen, zerbrochene Beziehungen, frühe Kränkungen. Entscheidungen, die alles verändert haben. Schuld, die nicht wegzudiskutieren ist. „Das sind keine geraden Karrieren“, sagt er, „das sind krumme Linien.“

Doch der Seelsorger glaubt daran, dass in jedem Menschen ein Kern bleibt, der nicht zerstört werden kann – ein Rest von Licht, eine Möglichkeit von Zukunft. Manchmal sei dieses Licht kaum sichtbar, verschüttet unter Scham, Stolz, Wut oder Verzweiflung. Manchmal flackere es nur kurz auf – in einer geteilten Träne in einer Gefängniszelle, in einer späten Reue, in einem ehrlichen Gespräch.

„Ein goldener Schlüssel“, sagt er zum Abschied, „der in den Dreck gefallen ist, bleibt ein goldener Schlüssel.“



TEXT JULIA GAUL (26)



GEFÄNGNISSELSORGE

Zusammen mit Georg Gebhard ist in der Justizvollzugsanstalt Ravensburg auch ein evangelischer Pfarrer für die Gefängnis-seelsorge zuständig. Sie wechseln sich an den Sonn- und Feiertagen bei der Feier von Gottesdiensten ab. Zusätzlich zu den Gottesdiensten stehen die Seelsorger den Gefangenen auch als Gesprächspartner zur Verfügung. Wenn ein Gefangener ein Gespräch wünscht, kann er dies per Antrag anmelden und wird anschließend von den Seelsorgern in ihr Dienstzimmer eingeladen. Alle Sorgen und Nöte der Inhaftierten kommen hier zur Sprache: die Straftat, die Beziehung zur Familie und zu Freunden, die Einschränkungen und Enge während der Haft, Schwierigkeiten mit anderen Gefangenen und Beamten oder die Angst vor der Zeit nach der Entlassung.

„Christ:in sein ist eine Identität mit offenen Rändern“



Interview mit
Prof. Michael Schüßler



Michael Schüßler ist Professor für Praktische Theologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Tübingen. In seinem 2025 erschienenen Buch „Es kommt was ins Rutschen“ nimmt er die Leser:innen mit auf eine theologische Reise an die Kippunkte der Gegenwart. Wie geht Christ:in-Sein, wenn es nicht mehr zuallererst um das Überleben der Kirche, sondern um das Schicksal der Welt geht? Darüber habe ich mit ihm gesprochen.

Herr Schüßler, Ihr Buch spricht nicht nur ein wissenschaftliches Fachpublikum, sondern viele theologisch Interessierte an. Was hat Sie motiviert, dieses Buch zu schreiben?

Ich wollte die Themen, die mich in den letzten zehn Jahren beschäftigt haben, auf verständliche Weise zwischen zwei Buchdeckel bringen: Ohne akademischen Apparat, unendlich viele Fußnoten und Fachsprache. Das war gar nicht so einfach, denn in den letzten Jahren bin ich an vielen unterschiedlichen Bereichen interessiert gewesen: Das liegt vielleicht an mir, aber auch am Fach der Praktischen Theologie, das Probleme und Herausforderungen der Gegenwart aus einer christlich-theologischen Perspektive aufgreift und versucht, sich darauf einen Reim zu machen. Das Buch ist der Versuch, diese unterschiedlichen Erfahrungen, das Wissen, das dabei entstanden ist, aber eben auch die offenen Fragen zu versammeln, so dass andere das nachlesen können.

Also einmal alles, bitte?

Das könnte die problematische Rückseite sein, dass man einen Gemischtwarenladen aus all den unterschiedlichen Themen zusammengebunden bekommt. Trotzdem würde ich sagen, dass es rote Fäden gibt, die sich durchziehen.

Eine zentrale Perspektive des Buches eröffnen Sie gleich im Titel: „Es kommt was ins Rutschen“. Wer regelmäßig die Nachrichten verfolgt, weiß, dass das als gesamtgesellschaftliche Diagnose durchgehen könnte. Wie kamen Sie auf diesen Titel?

Um ehrlich zu sein, habe ich lange nach einer passenden Formulierung gesucht. Das, was man im akademischen Bereich mit „Verflüssigungsmetaphern“ beschreibt, prägt die Gegenwart. In Zeitungsartikeln und Berichterstattungen bin ich dann immer wieder über dieses Sprachbild gestolpert. Es tauchte so oft auf, dass ich das Gefühl hatte, dass es die Gegenwartserfahrung gut auf den Begriff bringt – gesamtgesellschaftlich, aber eben auch im Blick auf Glauben und Kirche.

In der Einleitung Ihres Buches schreiben Sie, dass Ihr theologisches Denken und damit auch Ihr Buch nicht von Ihrer Biografie zu trennen ist. Sie schreiben, Sie seien „quasi kurz vor dem Kipppunkt“ in eine Kirche hineinsozialisiert worden, in der die Gemeinde Dreh- und Angelpunkt kirchlichen Lebens war. Wie hat Sie das geprägt?

Meine Familie mütterlicherseits wurde aus dem Sudetenland vertrieben. Dementsprechend prägte der ganz traditionelle „Vertriebenenkatholizismus“ mein Aufwachsen. Ich war Ministrant und habe später Jugendarbeit gemacht. So wurde ich Hals über Kopf in das pfarrgemeindliche Setting einsozialisiert. Freundeskreis, Jugendgruppe am Freitagabend ... so, wie das in den 80er Jahren noch funktionierte. Wir haben aber auch schon damit gekämpft: Wie kann man sonntags in die Kirche gehen und diese ganze

Glaubenstradition im Rucksack haben und zugleich in der Gegenwart leben, in die Disco gehen und alles, was damals popkulturell angesagt war, mitnehmen? Wir merkten, dass das sehr verschiedene Welten sind – und das war vermutlich der Kipppunkt: Nicht mehr ganz zufrieden zu sein im gemeindlichen Kontext, sondern zu fragen: Darf ich so sein, wie ich bin, und zugleich weiter katholisch?

Und dann haben Sie unter anderem Theologie studiert. Mit welcher Vision von Kirche sind Sie damals ins Studium gestartet?

Ich würde sagen, dass ich durch unseren Pastoralreferenten und die Auseinandersetzungen in der Jugendarbeit, z.B. die Fahrten nach Assisi, aber auch die Rezeption von Befreiungstheologie, schon in relativ jungen Jahren eine sehr kritische Form von kirchlicher Loyalität entwickelt habe. Ich bin also schon mit einem kritischen Bild ins Theologiestudium gestartet. Ich kann mich noch an einen Infotag im Bamberger Priesterseminar erinnern, als ich in der 13. Klasse war. Das war schon eine echte Fremdheitserfahrung. Ich bin von dem Tag weggefahren und habe gedacht: „Okay, das mache ich nicht.“ Aber ich kam eben aus einem bildungsfernen Haushalt und hatte nicht so viele Ideen, was ich jetzt mit diesem Abitur machen könnte, außer das, was meine Hobbys gewesen sind: Auf Zeltlager fahren, Jugendgottesdienste vorbereiten, das konnte ich mir vorstellen. Also, dachte ich, probiere ich es mal mit diesem Theologiestudium.

Zoomen wir mal etwas heraus – von Ihren persönlichen Kipppunkten zu den Kipppunkten in Kirche und Gesellschaft. Wo stehen wir an der Kippe? Und was steht dort auf dem Spiel?

Bei Machtmissbrauch und sexualisierter Gewalt steht die gesamte katholische Kirche auf der Kippe. Menschen erfahren kirchliche Institutionen als Orte, an denen ihr Leben zerstört wird. Das ist ungefähr das

Schlimmste, was passieren kann, wenn auf diesen Orten eigentlich „Heil“ und „Erlösung“ draufsteht. Es handelt sich hier um die Entdeckung der Ambivalenz des Christentums, des Glaubens und der christlichen Gottestradiation. Ist das Katholische tatsächlich „im Grunde gut“? Oder sind dort menschengeschädigende Sprachformen, Glaubensformen und Lebensformen mitenthalten? Ich glaube, dass diese Ambivalenz unausweichlich geworden ist – und zwar nicht nur durch die Missbrauchsfälle, sondern auch durch die Art und Weise, wie kirchliche Verantwortliche damit umgegangen sind.

Ein weiterer Kipppunkt ist sicher der Pandemieschock: Zum einen ist es natürlich großartig, dass diese bedrückende Zeit vorbei ist. Zum anderen sind wichtige gesellschaftliche, aber auch kirchliche „Learnings“ dieser Zeit zu schnell der Normalisierung zum Opfer gefallen. Die kreativen digitalen Experimente, aber auch die Solidarität unter den Menschen, z.B. für ältere Menschen einzukaufen, sind relativ schnell wieder verschwunden. Das war auch eine Chance, die man kirchlich nicht ergreifen konnte, weil die Routinen des kirchlichen Jahreskreises zu schnell wieder gegriffen haben – zum Leidwesen mancher kirchlicher Mitarbeiter:innen, die sagten: „Oh mein Gott, ich will nicht, dass es wieder normal wird!“

Der dritte Kipppunkt ist die Klimakrise. Während ich das Buch geschrieben habe, hatte die Klimabewegung noch einen großen Einfluss. Jetzt, nach einem Jahr, sind wir in eine andere Richtung gekippt: Durch all die gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen hat man das Gefühl, dass Klima kein Thema mehr ist und alles so weiter geht, wie es war. Das bedeutet das Ignorieren von Jahrzehnten des menschengemachten Klimawandels, der deshalb so schwierig zu verstehen ist, weil er einen anderen Zeithorizont voraussetzt. Man muss unterscheiden, dass das Klima nicht das Wetter ist, was wir jetzt sehen,

wenn wir aus dem Fenster schauen. Das Klima betrifft einen viel längeren Zeithorizont. Wir leben also schon jetzt in Dynamiken, deren Auswirkungen wir erst in Jahrzehnten merken werden.

Sie sind Praktischer Theologe und interessieren sich deshalb auch dafür, wie Theologie und Kirche(n) in diese Kipppunkte verwoben sind. Was lässt sich dazu beobachten?

Ein Punkt wird mir immer deutlicher: Das Christentum ist nicht immer nur Teil der Lösung, sondern vor allem auch Teil des Problems. So ist die Frage des Machtmissbrauchs eng mit dem Klerikalismus einer Kirche verbunden, die auf Autorität und Gehorsam zielt und auf einer Ständeunterscheidung in Priester und Lai:innen beruht. Nach der Pandemie kann man die freigesetzte seelsorgliche Kreativität nicht bewahren, weil man zu sehr in der Vorstellung verhaftet ist, Kirche manifestiere sich in einem Gebäude, in den Sakramenten und im Pfarrer. Das funktioniert in dieser Exklusivität so nicht mehr. In die fehlende Dringlichkeit bei der Wahrnehmung von Klimaschutzmaßnahmen ist die christliche Idee hineinverwoben, dass der Mensch die Krone der Schöpfung ist und er die Erde deshalb bestenfalls pflegt, schlechtestenfalls

„Das Christentum ist nicht nur Teil der Lösung, sondern auch Teil des Problems.“

ausbeuten darf. All diese Verflechtungen stellen eine der zentralen Erzählungen des Christentums in Frage: Wir sind gekommen, um zu bezeugen, dass Gott den Menschen erlöst. Deshalb stünden Kirche, Christentum und kirchliche Mitarbeiter:innen grundsätzlich auf der Seite des Guten. Diese Erzählung ist in ihrer Eindeutigkeit falsch.

Nehmen wir mal an, man könnte gesellschaftliche und kirchliche Kippunkte isoliert voneinander betrachten. Unterscheiden diese sich voneinander?

Gesellschaftlich stehen gerade zentrale Errungenschaften der europäischen Nachkriegsgesellschaft – Frieden, Menschenrechte, Demokratie – in Frage. Die Rolle der Kirche wird dabei oft so analysiert, dass sie der Stachel im Fleisch der Gesellschaft für mehr Gerechtigkeit ist. Während die Probleme auf der einen Seite aber immer drängender werden, hat sich die Kirche mit ihrer internen Struktur so ins gesellschaftliche Aus manövriert, dass sie diese Rolle überhaupt nicht mehr wahrnehmen kann.

Sie beschreiben in diesem Kontext auch, dass Christ:in-Sein heute nicht mehr an fester Kirchenzugehörigkeit oder einem starken religiösen Bekenntnis hängt. Woran dann?

Tja, wenn man das so einfach wüsste. Ich würde sagen, es hängt daran, mit dem Gott Jesu oder mit dem Evangelium zu rechnen, auch wenn man vielleicht gar nicht weiß, dass das gerade im Spiel ist. Im Samaritergleichnis zum Beispiel wird der „Falschgläubige“ zum Prototyp der Nachfolge. In Matthäus

„Christ:in-Sein ist eine Identität mit offenen Rändern und sobald diese Ränder geschlossen werden, verfehlen wir das, wofür sie da ist.“

25 wissen die Jünger:innen nicht, dass es Jesus war, den sie im Gefängnis besucht haben. Das heißt, es gibt im Glauben selbst eine Unschärferelation. Man kann gar nicht sagen, wo Gott oder das Christentum heute ist. Das ist keine Ablehnung, sondern Teil der Glaubensgeschichte. Christ:in-Sein ist eine Identität mit offenen Rändern und sobald diese Ränder

geschlossen werden, verfehlen wir das, wofür sie da ist. Das ist eine echte Herausforderung für ein katholisches Milieu, das von einer starken Sichtbarkeit des Glaubens, der Kirche und der großen Gebäude geprägt ist. Diese Verflüssigung ist nicht nur ein Problem, sondern sie ist Teil der Lösung: Man müsste sie eigentlich umarmen und begrüßen. Dann bräuchte man aber auch andere Erzählungen davon, was heute Christentum ist – Erzählungen, in denen Menschen etwas Heilsames passiert oder Situationen der Verletzlichkeit und des Todes miteinander geteilt werden, wo auch immer sich das dann ereignet.

Seit dem Erscheinen Ihres Buches ist inzwischen fast ein Jahr vergangen. Wie beobachten Sie heute die Lage an den Kippunkten? Ist vielleicht sogar ein neuer dazu gekommen?

In puncto Missbrauch: Der Synodale Weg ist zu Ende und es hat sich nicht wirklich etwas an der formalen Struktur der Kirche verändert. Das Echo der Coronapandemie ist lang: Man kann, glaube ich, noch nicht abschätzen, was die Pandemie mal gewesen sein wird. Und bei der Klimakrise ist der Hochpunkt der Bewegung abgeflacht, aber aus der Bewegungsforschung weiß man, dass nach der Bewegung vor der Bewegung ist. Niemand weiß, woran sich die nächste Bewegung entzündet, aber sie wird kommen. Darüber hinaus gibt es drei Kippunkte, die ich im Buch nicht so ausführlich behandeln konnte: Das eine ist Digitalität und Digitalisierung. Durch Formen künstlicher Intelligenz verändern sich unsere Lebens- und Kulturformen gerade stark. Dann natürlich die Demokratiekrise und die Wende in autoritäre Formen, die damit einhergeht. Und ein weiteres Thema, das mir sehr wichtig ist, ist die Frage nach sozialer Gerechtigkeit und die Spannungen in der Gesellschaft zwischen den sehr wohlhabenden Teilen und anderen, die mit minimalsten Ressourcen ihr Leben bewältigen müssen.



„Es kommt was ins Rutschen“ erschien im April 2025 im Matthias Grunewald Verlag.

Sie schreiben, dass das Denken in Kipppunkten mit ereignishafter Unsicherheit konfrontiert, nicht mit der Sicherheit der Katastrophe. Wie halten Sie es persönlich mit der Hoffnung, dass es mit dieser Welt vielleicht doch gut ausgeht?

Ich sympathisiere sehr mit Leuten, die sagen, dass der Hoffnungsdiskurs auch problematisch ist, weil er die Gegenwart zukleistern kann: „So schlimm wird es schon nicht werden, man darf eben die Hoffnung nicht aufgeben!“ Ein Satz, der mich in den letzten Jahren stark geprägt hat, ist der von Vaclav Havel: „Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, egal wie es ausgeht.“ Der Blick richtet sich dann auf die Frage, wie man in der Gegenwart ein bisschen was von den Verheißungen, die im christlichen Glauben aufbewahrt sind, so bezeugen kann, dass das Leben für die anderen und dann vielleicht auch

für uns selbst ein Stückchen besser wird. Die Stärke dieser Formulierung, die ursprünglich von Johann B. Metz stammt, liegt darin, dass sie die Verbundenheit mit anderen stark macht. Das ist schon eine Sperre gegen jede identitäre Missinterpretation des Christentums. Es geht eben nicht nur um den eigenen Glauben und um die eigene Lebensform, sondern immer zuerst um die anderen. So kompliziert ist das Leben – und zugleich so einfach, weil Verbundenheiten auch Ressourcen sind. Sie sind Entdeckungshorizonte, die die Welt groß und weit machen. Und da steckt immer ein Stück mehr Lebendigkeit drin, als sich ins eigene Gefängnis einzusperren.



INTERVIEW SOPHIA HOSE (21)

7 FRAGEN AN ...

Ulrich Kloos



ZUR PERSON

Ulrich Kloos (57) ist seit 2015 Dekan des Dekanates Ehingen-Ulm. Nach seinem Abitur studierte er katholische Theologie in Tübingen und Rom und wurde 1997 zum Priester geweiht. Seit 2014 ist er Pfarrer in Ulm-Wiblingen und begleitet in seiner Tätigkeit in den letzten Jahren immer wieder Erwachsenentaufen. Dekan Ulrich Kloos ist seit März 2026 der neue Sprecher des zwölften Priesterrats in der Diözese Rottenburg-Stuttgart.

1 Wann gab es in Ihrem Leben einen Kipppunkt, an dem Sie gespürt haben: Jetzt geht es in eine neue Richtung?

Während meines Abiturs im Internat. Ich war ein schüchterner Außenseiter, aber in meinem Gebetskreis erlebte ich eine tragende Gemeinschaft und erkannte, dass Gott für mich da ist. Diese Glaubenserfahrung erlebte ich als befreienden Kipppunkt und bin seitdem immer freier, offener und angstfreier geworden.

2 Welches Land würden Sie in Ihrem Leben gerne noch bereisen und warum?

Ich würde gerne für längere Zeit bei den Benediktinern am See Genezareth im Heiligen Land bleiben, um dort Exerzitien zu machen.

3 Was bedeutet für Sie persönlich „Berufung“?

Berufung ist für mich eine Beziehung zu Jesus Christus und ein hörendes Unterwegs-Sein mit Gott. Durch Exerzitien als Zeiten der Stille und des Rückzugs erkenne ich meinen Weg immer wieder neu.

4 Die Taufe im Erwachsenenalter ist oft ein echter Kipppunkt im Leben:

Was bewegt Sie bei der Begleitung von erwachsenen Taubewerber*innen besonders?

Mich bewegt vor allem, wie kreativ Gottes Geist Menschen zum Glauben führt und in Menschen plötzlich die Sehnsucht nach dem Glauben weckt.

5 An welchem Ort kommen Sie selbst besonders zur Ruhe oder finden Sie neue Klarheit?

Ich komme besonders gut in Kirchen zur Ruhe, weil ich in diesen heiligen Räumen eine verborgene Kraft spüre. Ein solcher Kraftort ist für mich die Wiblinger Basilika. Wenn ich dort in Stille sitze, werden meine Gedanken klarer und das gibt mir immer wieder neue Kraft.

6 Wo erleben Sie derzeit Kipppunkte in Kirche oder Gesellschaft, die Ihnen Hoffnung machen?

Hoffnung geben mir überraschende Glaubenswege, etwa wenn ungetaufte Eltern nicht nur ihr Kind, sondern auch sich selbst taufen lassen möchten. Solche Begegnungen sind für mich kleine Wunder, die mir unheimlich Mut machen.

7 Zum Schluss: Worüber können Sie, trotz aller Herausforderungen, immer noch herzlich lachen?

Seit meiner Schulzeit spiele ich Theater und besonders gerne den Sketch „Dinner for One“. Wenn ich in der Rolle von James immer betrunkenere werde, den Satz: „The same procedure as every year“ mehrfach wiederhole und abschließend sage: „I will do my very best“, dann bin ich auch für mein kirchliches Tun wieder gut aufgelegt.



INTERVIEW ISABELLA REISCH (26)

„Was vom Geist von Frankfurt blieb“

Johanna Müller war das jüngste Mitglied auf dem Synodalen Weg. Nach sechs Jahren zieht sie Bilanz.

DER SYNODALE WEG

Der Synodale Weg war der Reformprozess der Katholischen Kirche in Deutschland, den die Deutsche Bischofskonferenz (DBK) 2019 nach der Vorstellung der MHG-Studie zum Missbrauch in der Kirche initiierte. Dazu lud sie das Zentralkomitee der Katholiken (ZdK) ein. Vereinbart waren vier Vollversammlungen und eine Reflexionssitzung drei Jahre nach der letzten Versammlung. Teil der Vollversammlung waren ca. 230 Personen: (bis zu) 69 Bischöfe, ebenso viele Vertreter:innen des

ZdK, Vertreter:innen aus Priesterräten, den Orden, der Pastoral- und Gemeindereferent:innen, der jungen Generation (u30), des katholischen Verbandswesens und der theologischen Wissenschaft. Inhaltlich standen die Themen Macht und Gewaltenteilung, die priesterliche Existenz, Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche sowie Sexualität und Partnerschaft im Fokus. Zu diesen vier Themen gab es jeweils eine Arbeitsgruppe, die sogenannten Foren.



Dezember 2019. Über das Online-Portal „Katholisch.de“ erfuhr ich, dass der Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) 15 Menschen unter 30 Jahren sucht, die Teil der Synodalversammlung werden möchten. Ich hatte bereits von dem Reformprozess der katholischen Kirche in Deutschland gehört. Die Ausschreibung machte mich neugierig und kurzerhand bewarb ich mich um einen Platz in der Synodalversammlung. Zu der Zeit lebte ich in Marienfeld, einem kleinen Ort im Bistum Münster. Ich engagierte mich in der Messdiener:innenarbeit und Kirchenmusik. Dass einiges in der Kirche schief läuft, war mir auch mit 16 Jahren völlig klar. Ich selbst hatte bis dahin aber vor allem sehr positive Erfahrungen in der Kirche gemacht. In meiner Bewerbung um einen Platz in der Synodalversammlung schrieb ich unter anderem: „Ich möchte erreichen, dass ich mich nicht für meine Kirche schämen muss.“ Denn das musste ich vor allem in der Schule oft. Ausbleibende Reformen sowie konservative Rollen-

bilder – das konnten meine Mitschüler:innen nicht nachvollziehen.

Ende Januar 2020 fuhr ich nach Frankfurt am Main zur ersten Vollversammlung des Synodalen Wegs. Der BDKJ hatte mich für einen Platz der 15 Unter-30-Jährigen ausgewählt. Ich war das jüngste Mitglied der Synodalversammlung. Dass ich diese Rolle sechs Jahre lang innehaben würde, welche Medienöffentlichkeit das mit sich bringen und wie viel Zeit und Nerven mich dieser Prozess kosten würde – das konnte ich damals noch nicht ahnen.

Bei der ersten Synodalversammlung tagten wir in einem großen Saal im Dominikanerkloster. Alle saßen nach alphabetischer Reihenfolge an langen Tischen. Am Donnerstagabend, zur Eröffnung der Versammlung, zogen alle Synodal:innen zusammen in den Frankfurter Dom ein – ein Bild, das damals durchaus Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Neugierde unter

*„Machtausübung ohne
Verpflichtung zur
Rechenschaftsablegung
begünstigt Missbrauch.“*



den Synodal:innen war groß: Was erwartet uns? Welche Ergebnisse werden wohl am Ende des Weges stehen? Noch heute wird immer wieder der „Geist von Frankfurt“ beschworen. Diese Aufbruchsstimmung und Motivation vieler Menschen waren schon faszinierend. Für mich war es vor allem schön, junge Erwachsene und andere beeindruckende Menschen kennenzulernen, die sich für ihre Kirche einsetzen und die ähnliche Themen beschäftigen wie mich.

Im Januar 2020 stand der Synodale Weg noch ganz am Anfang. Wir mussten ins Arbeiten kommen. So beschloss die Synodalversammlung ihre Geschäftsordnung.

Die damit verbundenen Regelungen sowie der Tagungsmodus inklusive Redeliste und Abstimmungsmodi waren für die meisten neu und ungewohnt. Über 200 Menschen in einem Raum – da braucht es Strukturen. Um inhaltlich einzusteigen und Textvorlagen für die Versammlungen vorzubereiten, wurden die vier Themenforen eingerichtet. Ich wurde in das Forum I – Macht und Gewaltenteilung in der Kirche gewählt. Das Thema interessierte mich, weil ich bis heute überzeugt bin, dass das Machtthema in allen der auf dem Synodalen Weg bearbeiteten Themen eine Rolle spielt. Machtausübung ohne Verpflichtung zur Rechenschaftsablegung und eine durch Weihen sakralisierte Hierarchie, die dazu auch noch nur Männern offensteht, begünstigt Missbrauch.

Zwischen den Synodalversammlungen trafen wir uns regelmäßig im etwa 30-köpfigen Forum; einmal in Präsenz, danach auch aufgrund der Coronapandemie in unzähligen Videokonferenzen. Mit der Zeit fragte ich mich immer wieder, was eigentlich meine Rolle auf dem Synodalen Weg ist. Ich machte keine Wortmeldungen in der großen Versammlung und schnell ging es im Forum um theologische Details. Die Diskussionen fand ich damals zwar durchaus interessant,



ZUR PERSON

Johanna Müller ist 22 Jahre alt und Autorin im Team des berufen-Magazins. Aufgewachsen in Ostwestfalen, zog sie 2023 zum Studium der Katholischen Theologie nach Tübingen. Seit 2025 ist sie zudem Stipendiatin an der Katholischen Journalistenschule ifp in München, wo sie eine studienbegleitende Journalismusausbildung absolviert.

aber ohne Studium sah ich mich nicht in der Position, etwas Sinnvolles zur Textproduktion beizutragen. Meine Meinung wurde gehört und geschätzt, aber das Gefühl der Selbstwirksamkeit war begrenzt.

In anderen Bereichen war das anders: In all den Jahren bekam ich zahlreiche Anfragen – das Interesse an meiner Sichtweise war groß. So luden engagierte Gemeinden mich zum Predigen ein, Schulklassen stellten mir ihre Fragen und ich habe bei zwei Buchprojekten mitgewirkt. Rund um die Synodalversammlungen kam das große Medieninteresse hinzu: von klassischen Medien im katholischen Bereich wie „Katholisch.de“ oder „Kirche und Leben“ über Lokalzeitungen bis hin zu spontanen Interviews für die „Tagesthemen“ in der ARD. Ich wuchs mit meinen Aufgaben. Und ganz nebenbei lernte ich die Arbeit von Journalist:innen kennen, was mich sicher auch dazu bewegte, beruflich in diese Richtung gehen zu wollen.

Getragen hat mich über die sechs Jahre die Gruppe der jungen Synodalen: Zusammengewürfelt aus ganz Deutschland, in verschiedenen Lebensphasen und unterschiedlich in Verbänden engagiert, waren wir einander Stütze und Halt. Durch das Erleben so intensiver Versammlungen wurden wir einander sehr schnell vertraut. Bereits bei der zweiten Synodalversammlung fühlte es sich an, als würden wir uns schon viel länger kennen. In der Synodalversammlung fielen wir vor allem durch unsere gute Vernetzung auf. Einige von uns arbeiteten in den vier Foren mit, was uns half, während des gesamten Prozesses immer informiert zu bleiben. Vor den Vollversammlungen trafen wir uns zu Vorbereitungstreffen, planten Demonstrationen und weitere Aktionen und besprachen die anstehenden Abstimmungen. Dabei waren wir alle als Einzelpersonlichkeiten auf dem Synodalen Weg, es gab niemals einen Fraktionszwang in der Gruppe der jungen Synodalen.

Auf der letzten Synodalversammlung im Februar 2026 in Stuttgart fragte eine Journalistin mich, wie es sei, auf dem Synodalen Weg erwachsen zu werden. Ja, es war tatsächlich so. Da mein Engagement auf dem Synodalen Weg begann, als ich erst 16 Jahre alt war, kann ich vom Synodalen Weg nicht erzählen, ohne ihn mit biographischen Ereignissen zu verknüpfen. Auf der zweiten Versammlung in Frankfurt feierte ich im Oktober 2021 meinen 18. Geburtstag. Ich machte in diesen Jahren mein Abitur und lebte dann zehn Monate in Uppsala, wo ich einen Freiwilligendienst absolvierte. An einer Versammlung nahm ich deshalb nur digital teil, zur letzten Versammlung reiste ich mit dem Nachtzug aus Schweden an. Als wir uns nun das letzte Mal in Stuttgart trafen, war ich Studentin und wohnte in Tübingen.

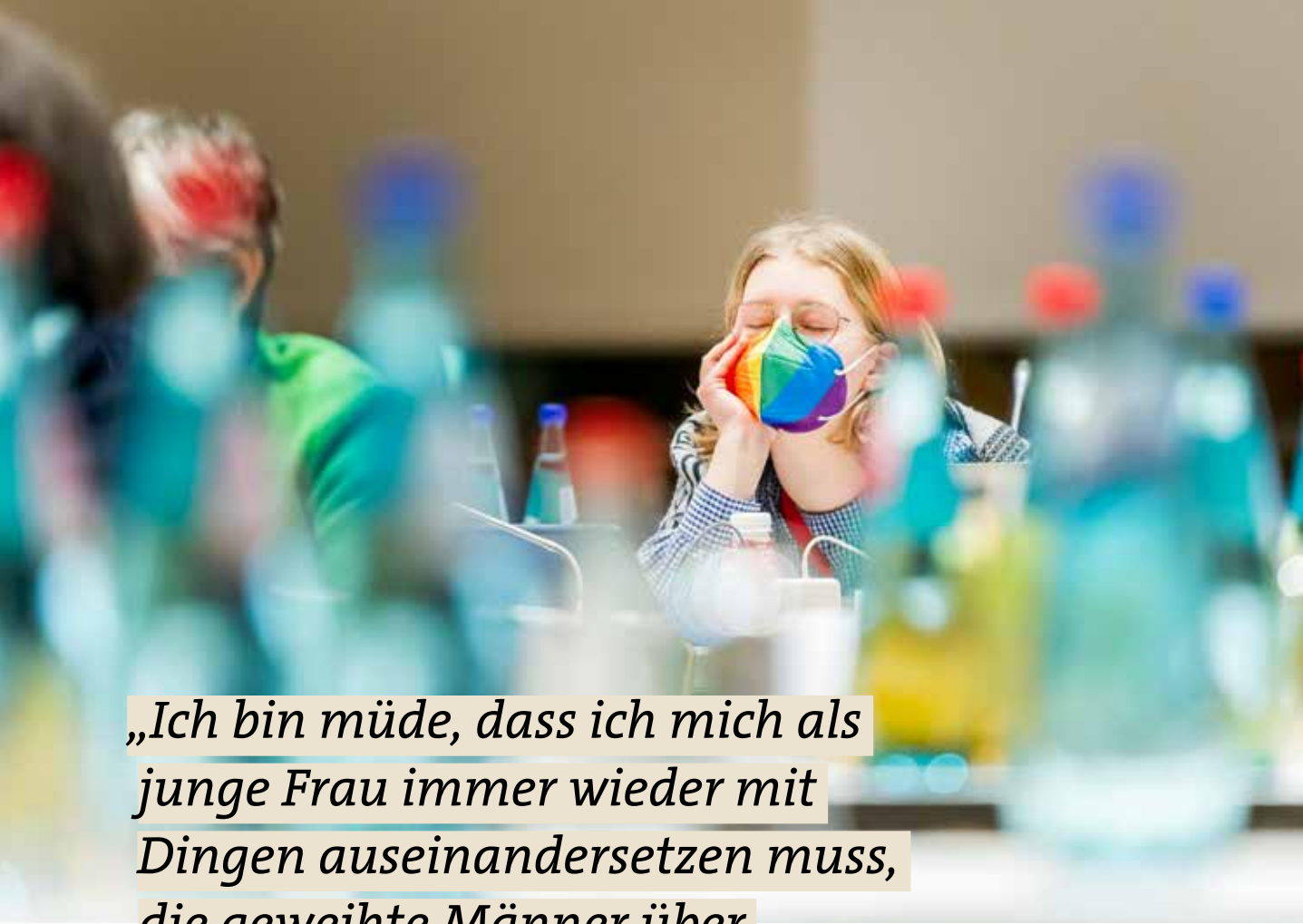
Und jetzt? Was hat der Synodale Weg gebracht? Bist du zufrieden? Diese Fragen habe ich in letzter Zeit häufiger gehört. Die Antwort ist nicht ganz leicht.

Ich habe mich meist sehr gerne auf dem Synodalen Weg engagiert. Ich bin überzeugt, dass es richtig war, diesen Weg einzuschlagen. Was wäre die Alternative gewesen? Die Ergebnisse der MHG-Studie ignorieren? Die missbrauchsbegünstigenden Strukturen in der katholischen Kirche weiter akzeptieren? Der Synodale Weg hat sich des Themas angenommen und viele Stimmen aus der katholischen Kirche in Deutschland zusammengebracht.

Dass die Stimmen der Betroffenen dabei bis zuletzt nur als Gäste gehört wurden und die Vertreter:innen des Betroffenenbeirats kein Stimmrecht hatten, ist einer der Fehler, die auf dem Synodalen Weg gemacht wurden. Das Monitoring der Umsetzung bleibt intransparent, solange nicht öffentlich wird, welche Diözesen Beschlüsse umgesetzt haben und welche nicht. Und wie viel sind theologische Grundlagentexte wert, wenn die praktischen Konsequenzen daraus nicht gezogen werden? Auch durch mein Studium ist mir nochmal bewusst geworden, dass es theologische Debatten gibt, die intellektuell einfach auserzählt sind. An dieser Stelle sei nur als ein Beispiel das Frauenpriestertum genannt. Die immer weiter auseinanderklaffende Realität von theologischer Wissenschaft und der katholischen Kirche befremdet mich.

Ich bin müde. Müde, dass ich mich als junge Frau immer wieder mit Dingen auseinandersetzen muss, die geweihte Männer über Jahrzehnte verbockt haben. So haben sie Menschen verletzt und der Kirche massiv an Glaubwürdigkeit genommen. Verwundungen fallen nicht vom Himmel – Menschen verursachen sie und müssen dafür Verantwortung übernehmen. Und dafür, dass sich etwas ändert.

Es geht nicht um irgendetwas. Es geht darum, wie eine Kirche überhaupt glaubwürdig für Menschenrechte



„Ich bin müde, dass ich mich als junge Frau immer wieder mit Dingen auseinandersetzen muss, die geweihte Männer über Jahrzehnte verbockt haben.“

eintreten will, wenn sie selbst Frauen und queere Menschen diskriminiert, intransparent handelt und – auch nach sechs Jahren Synodalem Weg – missbrauchsbegünstigende Strukturen aufrechterhält. Es macht mich wütend und ist zudem unglaublich, von einer frohen Botschaft zu sprechen, wenn all dies nicht ernsthaft angegangen wird.

Gerade bin ich erstmal nicht mehr bereit, mich in der Kirchenpolitik zu engagieren. Der Ball liegt nun wirklich bei denen, die die Macht haben, Veränderungen umzusetzen: den Bischöfen.

Was von diesen sechs Jahren bleiben wird, wissen wir noch nicht. Vieles ist angedacht, manches ansatzweise verwirklicht. Aber die Beharrungskräfte sind stark und die, die den Synodalen Weg von Beginn an für „unkatholisch“ gehalten haben, eher gestärkt. Ich hoffe sehr, dass die Kirche in Deutschland keine Rolle rückwärts macht.



TEXT JOHANNA MÜLLER (22)

Kipppunkte in der Kirche



„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute [...] sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“ (GS 22) – so wollten die Konzilsväter im Nachgang des Zweiten Vatikanischen Konzils die Haltung der Kirche in der heutigen Welt und Gesellschaft verstanden wissen. Doch was bedeutet es, wenn gerade die Nöte und Ängste der Menschen ganz real werden? Wenn Solidarität zum konkreten Handeln aufruft – als Kirche, aber auch im eigenen Leben? Drei Menschen, die tagtäglich den verschiedensten Nöten und Anliegen der Menschen gegenüberstehen, berichten, wie gerade diese „Kipppunkte“ auch an den verschiedensten Enden der Erde zu neuen Chancen der Hoffnung und der Begegnung werden können.



UMFRAGE DOMINIK KUNEK (27)



„Ich bin neugierig auf das, was kommt.“



Gabriele Denner

Gabriele Denner ist Geschäftsführerin der Geschäftsstelle Diözesane Räte für die Diözese Rottenburg Stuttgart und damit mittendrin, wenn es um die Frage nach neuen Wegen und Veränderungen in der Diözese geht. Ihr täglicher Kontakt mit den unterschiedlichsten Menschen und Meinungen prägt dabei nicht nur ihren Beruf.

Liebe Frau Denner, der Diözesanrat besteht aus zahlreichen Vertretern der Dekanate, des Priesterrats, kirchlicher Organisationen, dem Ordinariat und vielen weiteren. Ein bunter Querschnitt durch die kirchlichen Arbeitsfelder. Welche Sorgen und Nöte begegnen ihnen da besonders häufig?

In der Tat ein bunter Querschnitt. Erstens die persönlichen, familiären Sorgen: Gesundheit; Pflege von Angehörigen; das Älterwerden und damit finanzielle und organisatorische Fragen sowie Einsamkeit und der Verlust vertrauter Kontakte. Bei den Jüngeren dominiert die Frage nach der Zukunft und der Verwirklichung beruflicher Wünsche in Zeiten des Wandels.

Zweitens die gesellschaftspolitischen Sorgen: Klimawandel, die weltpolitische Lage, die wirtschaftliche Unsicherheit, Polarisierung und das Erstarken der AfD und die damit verbundene Angst, um die Stabilität unserer Demokratie. Drittens die kirchlichen Entwicklungen: sinkende Finanzen, weniger pastorales Personal, schrumpfende Mitgliederzahlen. Auch der diözesane Prozess „Kirche

der Zukunft“ löst viele Verlustängste und Sorgen aus: Was passiert mit meiner Kirchengemeinde? Oder auch die Sorge nach der priesterlichen Existenz oder um das zukünftige Profil der Pastoralen.

Wenn es um unterschiedliche Sorgen und Standpunkte geht, kann es gerade im kirchlichen Kontext schnell schwierig werden. Kippunkte scheinen da teils unausweichlich. Wie gehen Sie damit um?

Es ist wichtig, aufmerksam zu sein, zuzuhören, für Transparenz zu sorgen und im Austausch zu bleiben. Sobald die Türen gegenseitig verschlossen sind, kommt man nicht über den Kippunkt. Synodale Haltungen sind für mich dabei zentral – nicht als Methode, sondern als Grundhaltungen, die jedoch laufend vermittelt und eingeübt werden müssen. Ein Beispiel: In der Novembersitzung 2025 des Diözesanrats ging es um Entscheidungen zur künftigen Pastoral und Größe der Pfarreien. Es gab hohen Druck und Anspannung. Dennoch: Dem Prinzip der Synodalität folgend wurde konstruktiv und auch kontrovers diskutiert, viele Meinungen gehört, immer respektvoll und offen. Ein ehrlicher, offener Dialog stand im Vordergrund und das Bewusstsein:

Es geht nicht um meine persönliche Befindlichkeit, sondern um etwas Größeres. Dabei war für mich ein „positiver“ Kipppunkt besonders: Wir hielten immer wieder stille Momente und baten im Gebet um den Heiligen Geist. Das führte alles auf eine tiefere / höhere Ebene.

Veränderungen prägen das Wachstum der Kirche seit jeher. Wie stehen Sie dazu und welche Chancen oder Risiken sehen Sie ganz konkret für die Kirche und Diözese auf ihrem Weg in die Zukunft?

Ich sehe Veränderung als natürlichen Teil des Lebens. Alles Lebendige ist im Wandel, auch Gottes Schöpfung ist in ständiger Bewegung und ich bin von Natur aus neugierig auf das, was kommt.

Natürlich birgt ein neuer Weg immer ein gewisses Risiko, aber ein noch größeres Risiko ist es, stehen zu bleiben. Ich habe großes Vertrauen und auch die Hoffnung, dass es trotz mancher Verluste neue Aufbrüche geben wird. An Orten, die wir bisher gar nicht im Blick hatten und mit vielen Menschen, die sich mit ihrem Charisma einbringen. Hierfür braucht es konkrete Formen von Beteiligung und neue Modelle von Seelsorge – auch im Blick auf das Miteinander von Haupt- und Ehrenamtlichen. Wandel ist unvermeidbar und notwendig und wenn dieser sorgsam gestaltet, transparent kommuniziert und kollektiv getragen wird, habe ich viel Zuversicht für die Zukunft. Dabei lohnt sich immer auch der Blick „nach oben“, um nicht die Orientierung zu verlieren.



Pfarrer Philip Aung Nge

„Meine Kraft kommt von Gott.“

Pfarrer Philip Aung Nge ist Leiter des Diözesanen Notfallteams der Diözese Loikaw in Myanmar. Dort setzt er sich im Geist der Nächstenliebe tagtäglich für tausende Menschen ein, die von Naturkatastrophen, Konflikten und sozialen Missständen betroffen sind, unabhängig ihrer Religion und Herkunft, darunter auch über 5.000 Kinder.

Lieber Pfarrer Nge, die tagtäglichen Nöte der Menschen fordern Ihren vollen Einsatz. Wie erleben Sie die Kirche vor Ort und welchen Rückhalt erfahren Sie für Ihr Wirken und Handeln?

Nach dem Militärputsch 2021 übernahm die Diözese im Bundesstaat Kayah eine zentrale Rolle bei der Unterstützung von Vertriebenen. Kirchengelände

dienten als sichere Zufluchtsorte für Tausende, denen Lebensmittel, Wasser, medizinische Hilfe, Notunterkünfte sowie seelsorgliche Begleitung, Gebet und geistliche Ermutigung angeboten wurde.

Trotz begrenzter Ressourcen und anhaltender Sicherheitsrisiken arbeitete die Diözese mit anderen christlichen Gemeinschaften, religiösen Gruppen und Organisationen zusammen, um die humanitären Maßnahmen zu stärken. Katholiken, andere kirchliche Gemeinschaften, glaubensbasierte Gruppen und humanitäre Organisationen – sowohl innerhalb Myanmars als auch im Ausland – leisteten großzügige Beiträge in Form von Lebensmitteln, Medikamenten, finanzieller Hilfe und anderen lebenswichtigen Gütern. Ebenso wichtig war die moralische und geistliche Unterstützung: Gebete, Solidaritätsbekundungen und ermutigende Worte aus aller Welt stärkten Mut und Widerstandskraft der Diözese und ihrer Gläubigen. Durch Glauben, Einheit und Zusammenarbeit steht die Diözese von Loikaw weiterhin fest an der Seite ihrer Bevölkerung. Sie bezeugt Hoffnung im Leid und wirkt als Zeichen des Mitgefühls und der Solidarität in einer der schwierigsten Phasen der jüngeren Geschichte Myanmars.

Wo erleben Sie in all dem persönlich auch „Kippunkte“ oder Zeiten der Resignation? Wie gelingt es Ihnen gerade dann, weiterzumachen?

Zu Beginn des Konflikts in Myanmar hofften wir auf ein schnelles und erfolgreiches Ende. Doch auch nach fünf Jahren hat das Leid zugenommen. Manchmal fühle ich mich überwältigt – traurig, ängstlich, besorgt sowie körperlich und geistig erschöpft. Es gibt Momente, in denen ich diesen schweren Verantwortungen entfliehen oder auf ein Wunder Gottes hoffen möchte, das alles Leid sofort beendet. Doch mir ist bewusst, dass solche Wünsche zutiefst menschlich sind. Als Priester entscheide ich mich, alles dem Plan Gottes anzuvertrauen. Ich vertraue darauf, dass Gott die Antworten kennt und mich dazu beruft,

geduldig, mutig und standhaft in der Hoffnung zu bleiben. Meine Kraft kommt von Gott, trotz meiner persönlichen Grenzen. Das tägliche Gebet trägt mich, ebenso die Gebete und die Ermutigung von Freunden und Unterstützern. Vor allem aber gibt mir das Leid der Kinder, Frauen und Männer, die auf uns angewiesen sind, neue Energie. Ihr Vertrauen inspiriert mich, nicht aufzugeben, sondern weiterhin treu zu dienen und selbst inmitten von Not mit Hoffnung, Mitgefühl und Ausdauer zu wirken.

Papst Leo schreibt in seinem Apostolischen Schreiben Dilexi Te: „Keine Geste der Zuneigung, auch nicht die kleinste, wird vergessen werden, besonders wenn sie denen gilt, die in Schmerz, Einsamkeit und Not sind“ (DT 4). Was sind für Sie Kraftquellen Ihres Alltags, wenn Sie sich mit dem vielfältigen Leid der Menschen konfrontiert sehen?

Manchmal kommt mir der Gedanke, dass mein Einsatz und mein Dienst nicht alles verändern können – weder den Hunger noch den Schmerz der Menschen. Doch ich glaube, dass mir der Segen und die Gnade geschenkt wurden, bei ihnen zu sein: gemeinsam zu weinen, ihr Leid zu teilen, Ängste miteinander auszuhalten und Sorgen Seite an Seite mit den Ärmsten und Verwundbarsten zu tragen. Auch wenn ich nicht jedes Problem lösen kann, kann ich sie in Solidarität und Mitgefühl begleiten. Wenn ich die unschuldigen Kinder sehe, die trotz allem fröhlich und unbekümmert spielen, erteilen sie mir eine wichtige Lektion: den gegenwärtigen Moment zu schätzen, ohne von Angst überwältigt zu werden, und vollkommen auf Gott zu vertrauen. Ihre Freude mitten in der Not erinnert mich daran, dass die Hoffnung noch lebt. So bete, arbeite und achte ich sowohl auf mich als auch auf die Menschen um mich herum. Und alles, was meine Kraft und mein Verstehen übersteigt, lege ich vertrauensvoll in Gottes Hände, in der Zuversicht, dass er uns durch diese schweren Zeiten führen wird.



Mirco Quint

„Das Christentum nimmt Brüche ernst.“

Mirco Quint ist seit 2021 Leiter der deutschsprachigen katholischen Gemeinde St. Michael in Tokyo. Als Pfarrer in der größten Metropolregion der Welt kennt er das Leben in der Diaspora und weiß, was es bedeutet, wenn Menschen in einer anderen Kultur ihren Glauben suchen und welchen Halt er ihnen auch an fremden Orten geben kann.

Pfarrer Quint, was zeichnet ihren pastoralen Alltag in einer Metropole aus, in der das Christentum in der deutlichen Minderheit ist? Sehen Sie Schwierigkeiten oder sogar Chancen dabei?

Der Alltag in Tokyo ist geprägt von einer paradoxen Mischung aus Unsichtbarkeit und Intensität. Christinnen und Christen sind hier eine kleine Minderheit, und genau das verändert die Dynamik: Nichts geschieht „automatisch“. Wer hier seinen Glauben lebt, tut es bewusst, oft tastend, manchmal suchend – aber immer mit einer bemerkenswerten inneren Freiheit.

Schwierigkeiten gibt es natürlich: die enorme Mobilität der Menschen, die Sprachbarrieren, die kulturelle Zurückhaltung. Gleichzeitig erlebe ich darin eine große Chance: Die Diaspora zwingt uns, das Wesentliche neu zu entdecken. Gemeinschaft entsteht nicht aus Tradition, sondern aus Entscheidung. Glaube wird nicht vorausgesetzt, sondern erfragt. Und Kirche wird nicht als Institution wahrgenommen, sondern als Beziehungsgeschehen.

In dieser Metropole, die niemals stillsteht, wird Seelsorge zu einem Ort der Entschleunigung. Menschen kommen mit einer Sehnsucht nach Resonanz – und oft reicht schon ein kleines, achtsames Gegenüber, um Hoffnung wieder spürbar zu machen.

Japan gilt als das Land des Lächelns – und doch sind es nicht immer nur freudige Erfahrungen, die Sie vor Ort machen werden. Worin sehen Sie Stärken des Christentums, auch in Bezug auf Herausforderungen oder im Kontakt mit anderen Kulturen?

Das höfliche Lächeln Japans ist ein Geschenk, kann aber auch ein Schutzschild sein. Hinter der Harmonie liegen oft große Belastungen: Arbeitsdruck, soziale Erwartungen, Einsamkeit. In solchen Momenten zeigt sich eine besondere Stärke des Christentums: Es nimmt die Brüche ernst. Es übergeht die Wunden nicht, sondern spricht sie aus – und verbindet sie mit einer Hoffnung, die nicht naiv ist. Im interkulturellen Kontakt erlebe ich, wie sehr das Evangelium eine Sprache spricht, die über kulturelle Grenzen hinausgeht: die Sprache der Würde. Die Botschaft, dass jeder Mensch unendlich wertvoll ist, unabhängig von Leistung oder Rolle, berührt hier viele. Gleichzeitig lerne ich selbst täglich von der japanischen Spiritualität: von der Achtsamkeit, der Stille, dem Respekt vor dem Unausgesprochenen.

Diese Begegnung verändert auch meine eigene Art, Christsein zu leben. Es entsteht ein Dialog, in dem beide Seiten wachsen.

Papst Franziskus sprach von der Kirche als einem „Feldlazarett“, die dorthin gehen muss, wo die Menschen leiden und wo sie hoffen. Welches Bild beschreibt es für Sie am besten? Wie verstehen Sie „Kirche“ – auch im Blick auf ihre zukünftige Richtung und Relevanz in der Welt?

Für mich ist Kirche am ehesten ein „Ort des Zuhörens“. Ein Raum, in dem Menschen mit ihren Fragen, Zweifeln und Hoffnungen ankommen dürfen, ohne vorher erklären zu müssen, wer sie sind oder was sie glauben. Das Bild des Feldlazaretts trifft einen wichtigen Punkt: Kirche muss beweglich sein, nah an den Menschen, nicht fixiert auf Strukturen. Aber ich würde ergänzen: Sie ist auch ein Ort, an dem Menschen wieder atmen lernen. Ein Raum, der nicht nur versorgt, sondern stärkt. Für die Zukunft wünsche ich mir eine Kirche, die weniger Angst vor Verlusten hat und mehr Mut zur Begegnung. Eine Kirche, die nicht zuerst fragt, wie sie sich selbst erhält, sondern, wie sie Hoffnung ermöglicht. In Tokyo erlebe ich täglich, dass Relevanz nicht aus Größe entsteht, sondern aus Präsenz. Dort, wo Kirche zuhört, teilt, tröstet, feiert und mitgeht, wird sie glaubwürdig – auch in einer Welt, die sich rasant verändert.



Seelsorge mit allen Sinnen erleben

Ein Tag mit Claudia Ebert

Im Bereich der Seelsorge bei Menschen mit Behinderung steht der Mensch absolut im Fokus. Das durften wir bei einem Besuch an der Margarete-Steiff-Schule in Stuttgart erleben. Die Schulseelsorgerin Claudia Ebert hat uns zu einem ganz besonderen Tag dorthin eingeladen. Im Gespräch erzählt sie von ihrem inneren Antrieb, einmaligen Momenten und Kipppunkten in ihrem Arbeitsalltag.



Gespannt betreten wir den Eingangsbereich der Margarete-Steiff-Schule in Stuttgart. Es ist gerade Mittagszeit und die meisten Schüler*innen essen gemeinsam an den Tischen in der Mensa. Die Luft ist erfüllt von klapperndem Geschirr, lachenden Stimmen, Gesprächen und Essensduft. Wir setzen uns auf eine Bank neben einen großen, braunen Bären, der eine Nikolausmütze trägt. Mit Vollgas fährt ein lachender Schüler in seinem Rollstuhl an uns vorbei. Nachdem er ein paar Runden gedreht hat, ist er genauso schnell wieder davongedüst, wie er aufgetaucht ist. Freudestrahlend kommt Claudia auf uns zu. Sie trägt ein T-Shirt, auf dem in bunten Buchstaben „Glückspilz“ geschrieben steht. Verwundert fragen wir, was für einen farbenfrohen Wagen sie da vor sich herschiebt. Sie erklärt uns direkt und voller Stolz, dass dieser Wagen ihre eigene kleine Kirche auf Rädern ist. Diese hat sie mithilfe ihrer Nachbarn selbst gebaut, um alles nötige Material für den Reli-

gionsunterricht zu jeder Zeit parat zu haben. Claudia präsentiert uns den Kirchturm und zeigt, wie perfekt ihre Gitarre darin Platz findet. Die Kirche ist mit vielen Aufklebern der Sternsingeraktionen der letzten Jahre geschmückt. Beim diesjährigen Sternsingerprojekt dürfen wir die Schulseelsorgerin während unseres Besuchs begleiten.

*„Margarete Steiff,
Gründerin des Unternehmens
der weltweit bekannten
Steiff-Kuscheltiere, saß selbst
im Rollstuhl.“*

Claudia erläutert, was der Bär, neben dem wir sitzen, mit der Namensgeberin der Schule zu tun hat. Margarete Steiff, Gründerin des Unternehmens der



weltweit bekannten Steiff-Kuscheltiere, saß selbst im Rollstuhl. Sie steht für das Ziel der Schule, jedem Kind Bildung zu ermöglichen und dessen individuelle Fähigkeiten für die Zukunft zu fördern. Das Sonderpädagogische Bildungs- und Beratungszentrum (SBBZ) hat den Förderschwerpunkt körperliche und motorische Entwicklung. Das Zentrum bietet verschiedene Bildungsgänge an. Beispielsweise gibt es in Claudias Klasse keine Benotung, stattdessen formulieren die Lehrer*innen für die einzelnen Schüler*innen Berichte über deren Lernprozesse. Das Anliegen der Schule in Claudias Worten ist es, „jeden Schüler nicht ins Nichts zu entlassen“. Dafür gibt es sogenannte Berufswegekonzferenzen mit den Familien der Schüler*innen, den Lehrkräften und Mitarbeiter*innen der Agentur für Arbeit. Daran schätzt Claudia besonders, dass alle miteinander am Tisch sitzen und gemeinsam überlegen, welchen Schritt die einzelnen Schüler*innen als Nächstes gehen können. In der Margarete-Steiff-Schule sind die Klassen sehr unterschiedlich eingeteilt. Die Klasse, die wir begleiten, besteht aus fünf mehrfach schwerstbehinderten Schüler*innen und deren betreuenden Kräften. Claudia versucht, jede Klasse so zu nehmen, wie sie ist. Sie beschreibt die große Herausforderung der klaren Differenzierung, die es braucht, um alle Schüler*innen angemessen zu fördern.

„Das Anliegen unserer Schule ist es, jeden Schüler nicht ins Nichts zu entlassen.“

Wir betreten das Klassenzimmer dieser Klasse und beobachten, wie Claudia sich vor einen Schüler im Rollstuhl hinkniet, ihn herzlich begrüßt und seine Hände berührt. Sie ist als Sternsingerin verkleidet und trägt eine Krone. Ein solches Kostüm bekommt nun auch

der Schüler von ihr umgelegt. Gemeinsam betrachten sie sich begeistert im Spiegel. Jetzt sind wir an der Reihe, uns mit den königlichen Gewändern ebenfalls einzukleiden. Nachdem alle angekommen und fertig umgezogen sind, beginnt die Stunde mit einem Lied. Sobald Claudia die ersten Takte auf der Gitarre anschlägt, verändert sich die gesamte Atmosphäre im Klassenraum. Die Schüler*innen scheinen alle aufmerksam zu werden und sich auf die Musik zu fokussieren. Sie beginnen aufgeregt das Lied „Ich bin da, du bist da, wir sind da“ zu singen und darauf zu tanzen. Die Musik wirkt wie ein Türöffner. Die vorherige Ruhe schlägt plötzlich in freudige Aktivität und Bewegung um und alle sind voll dabei. Auch für ihre Kolleg*innen bildet das gemeinsame Singen und Musikhören das Highlight der Woche. Es beschenkt alle mit viel Kraft und Mut. Claudia findet es unglaublich faszinierend, wie stark Musik die Schüler*innen mitreißt und fügt scherzend hinzu: „Da wackelt alles. Man muss immer aufpassen, dass der Rollstuhl nicht umfällt“. Besonders motivierend ist es für Claudia, wenn Eltern davon berichten, dass ihre Kinder zu Hause den ganzen Tag das Lied aus dem Unterricht singen. Das gibt ihr das Gefühl, dass die Schüler*innen wirklich etwas mitgenommen haben.

Claudia besucht mit ihrem Sternsingerprojekt einen Monat lang verschiedene Klassen, um den Segen in der ganzen Schule zu verteilen. Alle Sternsinger machen sich auf den Weg in die Turnhalle. Dabei kommen wir wieder am großen, braunen Bären im Eingangsbereich vorbei, dem wir ebenfalls eine Krone aufsetzen. Uns kommen Kolleg*innen von Claudia entgegen, die uns begeistert Komplimente machen und zum Ausdruck bringen, wie sehr sie sich auf unseren Besuch freuen. Hier wird der herzliche Umgang unter den Kolleg*innen deutlich. Claudia beschreibt diesen als Kraftquelle und schätzt die gegenseitige Unterstützung sehr. Ein Betreuer fotografiert die vielen Könige vor dem Bären. Lachend setzen wir unseren Weg fort und erreichen

die Turnhalle. Dort werden wir bereits gespannt erwartet. Alle Schüler*innen sitzen auf dem Hallenboden im Kreis und wir beginnen mit einem gemeinsamen Lied. Es werden Segensbändchen, Weihrauch-Öl zum Riechen, Gold zum Anfassen und Kronen zum Aufsetzen verteilt. Gemeinsam spenden alle Sternsinger den Anwesenden den Segen. Ein Sternsinger hat eine Spendenkasse auf dem Schoß und sammelt Geld ein. Abschließend singen wir das Lied „Du bist ein Königskind, dessen Würde ewig besteht“.

Nach dem Unterricht werden alle Schüler*innen nach draußen begleitet und abgeholt. Jetzt nimmt Claudia uns mit ins Lehrer*innenzimmer und erzählt bei einer Tasse Kaffee von ihrer Arbeit, ihrem Alltag und ihren Erfahrungen. Sie ist Gemeindefereferentin und seit zehn Jahren Seelsorgerin für Menschen mit Behinderung im Dekanat Stuttgart. In dieser Funktion ist sie als Schulseelsorgerin und Religionslehrerin an der Margarete-Steiff-Schule tätig. Amüsiert blickt sie auf ihren ersten Tag an der Schule zurück. Am Anfang ging sie vollgepackt mit riesigem Rucksack und mehreren Taschen in den Unterricht. Sie versuchte, auf alle Eventualitäten

„Es geht darum, einen Raum zu schaffen, um Dinge mit allen Sinnen zu erfahren.“

bestens vorbereitet zu sein, merkte aber schnell, „das braucht es alles gar nicht“. Bei der Einführung bekam sie den Auftrag, das Thema „Licht und Schatten“ sechs Wochen lang zu behandeln. Dieser lange Zeitraum irritierte sie zunächst. Heute weiß sie, dass sie ein einziges Thema sogar ein ganzes Jahr lang unterrichten könnte. Es gehe nicht darum, so viele Themen wie möglich zu behandeln, sondern tiefer zu gehen und zu schauen, was die Schüler*innen in diesem Moment brauchen. Am Beispiel der Sternsingeraktion beschreibt sie, dass

es darum gehe, einen Raum zu schaffen, um Dinge mit allen Sinnen zu erfahren, statt viel Wissen auf einmal zu vermitteln. Ihr wurde im Laufe der Zeit an der Schule bewusst, dass es schön ist, wenn die Menschen auf sie zukommen und selbst Vorschläge für mögliche Projekte machen. Für sie spielt bei ihrer Arbeit die Frage Jesu „Was willst du, dass ich dir tue?“ eine große Rolle.

Bei ihrer Arbeit gibt es keinen Alltag. Die zwei Tage, die sie in der Schule verbringt, bilden die Fixpunkte ihrer Woche. Abgesehen davon sieht jeder Tag völlig unterschiedlich aus. Claudia begleitet Menschen in Wohngruppen und besucht Werkstätten und Krankenhäuser. Zusätzlich bietet sie Töpfernachmittage an. Ein weiterer Teil ihrer Arbeit ist das Thema Trauer. Sie gestaltet Beerdigungen und begleitet trauernde Angehörige. Die Trauerarbeit ist auch Teil ihrer Stelle an der Schule. Dort ist das Thema ständig präsent. Allein in diesem Schuljahr sind seit September drei Schüler*innen verstorben. In diesen Fällen ist sie Ansprechperson. Sie organisiert Möglichkeiten für Kolleg*innen und Schüler*innen, ihrer Trauer Ausdruck geben zu können. Im Lehrer*innenzimmer zeigt sie uns einen von ihr gestalteten Trauertisch. Auf diesem liegen eine Kerze, ein Bild und Stifte. Die Lehrer*innen können den Angehörigen eine Botschaft schreiben oder ihre eigenen Gedanken notieren.

Die Schulseelsorge hat nicht nur mit Schüler*innen zu tun, sondern auch mit Kolleg*innen und Eltern. Anfangs berichtet Claudia von viel Gegenwind. Viele Kolleg*innen erzählen von Kirchenaustritten, negativen Erfahrungen mit der Kirche und stehen dem Religionsunterricht kritisch gegenüber. Jetzt, nach zehn Jahren, erzählt sie stolz von vielen positiven Rückmeldungen zu ihrer Arbeit. In vielen kurzen Gesprächen zwischen Tür und Angel spricht sie mit Kolleg*innen über Glaube, Hoffnung und existenzielle Fragen. Den Eltern stellt sie sich am ersten Elternabend vor, berichtet von ihrer Stelle und informiert

über zahlreiche Unterstützungsmöglichkeiten. Zum Beispiel bietet sie Wochenenden für pflegende Eltern an, bei denen Räume geschaffen werden, in denen sie sich selbst vernetzen und Kraft tanken können.

Besonders gut an ihrer Arbeit gefällt ihr, dass der Mensch absolut im Mittelpunkt steht. Sie versteht es als ihre Aufgabe, in jeder Begegnung präsent und zugewandt zu sein. Wegen dieser einzigartigen Begegnungen freut sie sich jeden Tag auf die Arbeit. „Das ist das Schöne: Wenn ich mich hinsetze und überlege, was war heute gut oder was hat mein Herz berührt, dann fällt mir immer etwas ein“, erzählt sie. Ihre Motivation spiegelt sich in einer Haltung der Dankbarkeit wider. „Ich bin gesund, ich habe eine Arbeit und eine Wohnung, mir geht es so gut, ich darf das zurückgeben“.

Kippunkte finden sich in ihrem Arbeitsalltag überall. Sie begleitet Familien, die oft auf der Kippe stehen und sich fragen, ob und wie es weitergehen kann. Beispielsweise betreut Claudia gerade eine Familie mit einer mehrfach schwerstbehinderten Tochter, die in eine Intensiv-WG umgezogen ist. Der Abschied zwischen Mutter und Tochter fiel beiden schwer. Dennoch war dies die beste Lösung, wie Claudia erzählt, weil es ungewiss war, wie lange die Mutter die Pflegesituation noch alleine hätte bewältigen können. Überwiegend entdeckt Claudia aber positive und heilsame Kippunkte in ihrer Arbeit. Zentral für sie ist ein Perspektivenwechsel. Es geht nicht darum zu schauen, was die Schüler*innen nicht können, sondern darum, dass man ins Auge fasst, was möglich ist. Claudias Erfahrung nach ist das oft mehr, als sie zu Beginn denkt.

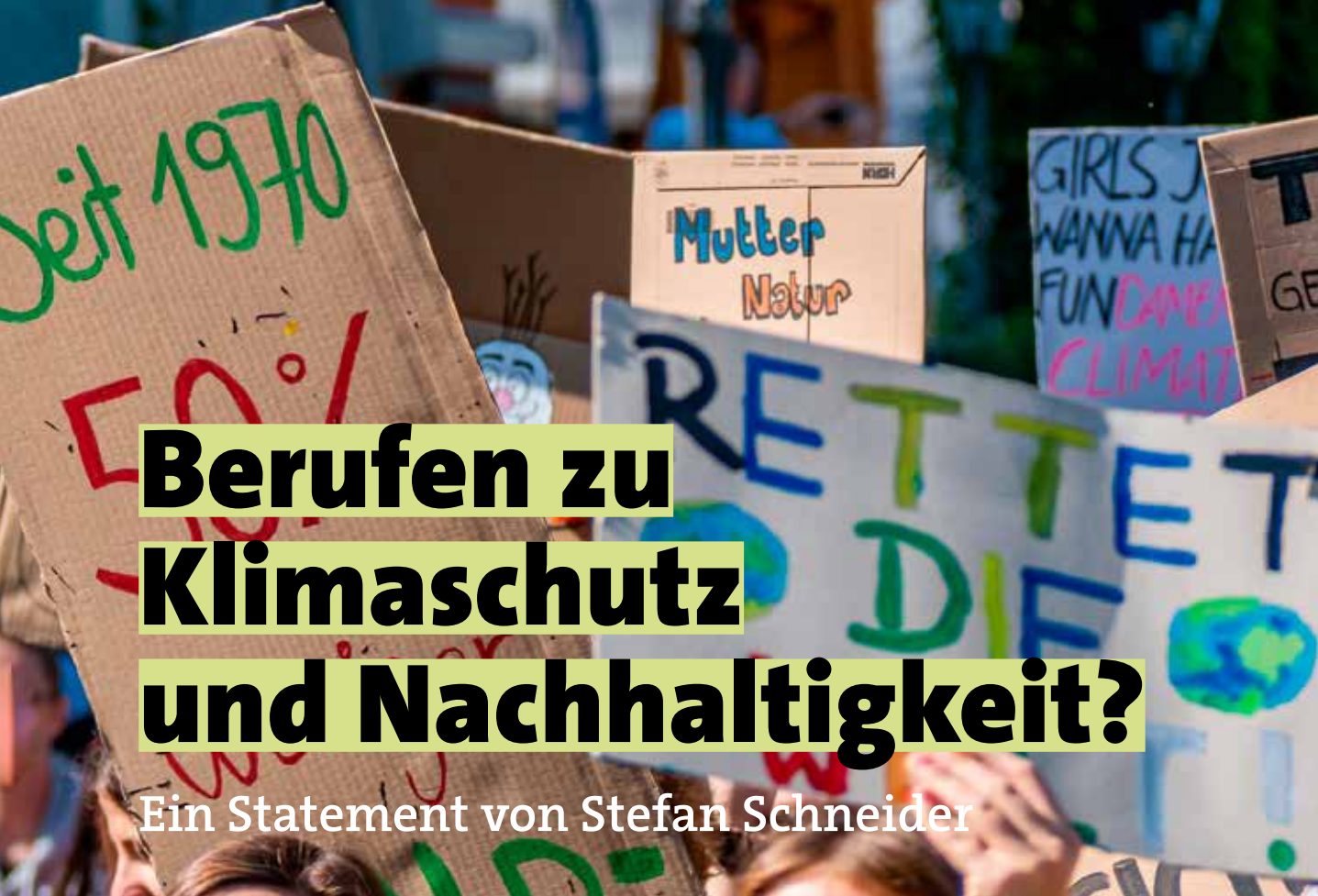


TEXT MARA STROHM (21) UND KARLINA KRAUSE (20)



ZUR PERSON

Claudia Ebert arbeitet seit fast 30 Jahren im pastoralen Bereich unserer Diözese. Sie studierte Religionspädagogik mit dem Schwerpunkt Sonderpädagogik in Freiburg. Während eines Freisemesters in Brasilien arbeitete sie in einer großen Gemeinde. Nach ihrer Assistenzzeit in St. Georg in Stuttgart war sie als Gemeindefereferentin in der Kirchengemeinde in Kornwestheim und der Gesamtkirchengemeinde Esslingen tätig. Seit 2016 ist sie Seelsorgerin für Menschen mit Behinderung im Stadtdekanat Stuttgart. Die Stelle besteht zu gleichen Teilen aus Seelsorge und der Arbeit an zwei sonderpädagogischen Bildungs- und Beratungszentren. An diesen Schulen gibt sie Religionsunterricht und ist Schulseelsorgerin. Unter www.wir-sind-mittendrin.drs.de gibt es weitere Informationen zur Seelsorge bei Menschen mit Behinderung in unserer Diözese.



Berufen zu Klimaschutz und Nachhaltigkeit?

Ein Statement von Stefan Schneider

Das Engagement für Nachhaltigkeit, Klimaschutz und die Bewahrung der Schöpfung ist seit kurzem in unserer Gesellschaft – wieder mal – in der Prioritätenliste weit nach hinten gerückt. Auch in den Kirchen gibt es entsprechende Tendenzen. Demgegenüber stellen ChristInnen die provokante Frage „Wäre Jesus Klimaaktivist?“, die sie mit einem klaren „Ja, natürlich“ beantworten.

Was haben nun Klimaschutz und Nachhaltigkeit mit dem christlichen Glauben, mit dem Glauben an Gott zu tun? Sind wir ChristInnen womöglich sogar berufen, uns für Klimaschutz und Nachhaltigkeit zu engagieren?

Jesus – so könnte man sagen – war zu seiner Zeit ein Aktivist für das Kommen des Reiches Gottes.

Er handelte aus einer inneren Verbindung zu Gott, seinem himmlischen Vater, um seine Mitmenschen für das Kommen von Gottes Reich zu sensibilisieren. Jesus warb für eine Haltung der Liebe zu Gott und zu seinen Mitmenschen, sogar zu den Feinden. Die Liebe zur gesamten Schöpfung ist für ihn in diese umfassende Liebe inbegriffen. Das zeigt sich unter anderem daran, dass er in seinen Gleichnissen häufig auf Bilder aus dem Leben der Natur zurückgriff.

Papst Franziskus stand mit seiner Enzyklika *Laudato Si* ganz in dieser jesuanischen Tradition. Auch für Franziskus schließt die Liebe zu Gott und zu den Mitmenschen die gesamte Schöpfung selbstverständlich mit ein. In der Enzyklika spricht er von der „universalen Geschwisterlichkeit“, in die auch die Elemente, z.B. die Luft, die wir atmen, und der Regen, sowie alle

Mitgeschöpfe inbegriffen sind. Diese dürften nicht „als eventuell nutzbare Ressourcen“ betrachtet werden, so Franziskus, sondern sind von uns in ihrem von Gott verliehenen Eigenwert zu respektieren.

Im Glaubensbekenntnis bekennen wir ChristInnen unseren Glauben an den liebenden Schöpfergott. Wie können wir dann das schöpferische Werk Gottes gering schätzen, beschädigen und gar zerstören? Solches Handeln untergräbt die Glaubwürdigkeit von uns ChristInnen. Das gilt auch für die Kirche insgesamt. Das missionarische Zeugnis für den Gottesglauben und das ernsthafte Engagement für den Erhalt der Schöpfung Gottes auf dieser Erde gehören zusammen.

Daher ist für Papst Franziskus eine ökologischen Umkehr notwendig, „um eine Versöhnung mit der Schöpfung zu verwirklichen“ (LS 218). Wie leicht festzustellen ist, reicht das Wissen um die drohende Klimakatastrophe als Motivation für die ökologische Umkehr nicht aus. Es braucht eine neue spirituelle Grundhaltung gegenüber der Schöpfung, damit der Wandel gelingen kann.

Franziskus regt eine „Mystik, die uns beseelt“ (LS 216) und zu umweltgerechtem Handeln motiviert, an. Wem in der Natur eine Ahnung oder Erfahrung des liebenden Schöpfergottes geschenkt wird, geht – hoffentlich – achtsam mit der Schöpfung und allen Geschöpfen um und schützt sie vor Zerstörung.

Das Ziel der ökologischen Umkehr ist ein nachhaltiger, klimafreundlicher Lebensstil, wie ihn die Kirchen in der jährlich stattfindenden ökumenischen Aktion Klimafasten propagieren.

Mein Fazit lautet: Ja, wir ChristInnen sind tatsächlich berufen, uns nach Kräften für den Erhalt von Gottes guter Schöpfung einzusetzen und unseren Beitrag zur lebensfördernden Weiterentwicklung der Schöpfung



ZUR PERSON

Stefan Schneider (64) hat Theologie und Sozialpädagogik studiert, war Geschäftsführer des pax christi-Diözesanverbands Rottenburg-Stuttgart und ist seit 2000 Umweltreferent unserer Diözese. Zu seinen Aufgaben gehören dabei insbesondere die Konzeptentwicklung im Bereich Kirche und Umwelt, Projekte zur Bewahrung der Schöpfung, Bewusstseinsbildung, Außenvertretung und Beratung kirchlicher Akteure.

Gottes in unserem Lebensumfeld zu leisten. Das tun wir im Vertrauen darauf, dass unsere begrenzten Handlungsmöglichkeiten von Gott aufgenommen und zum großen Ziel weitergeführt werden.

Jesus wäre heute sicher aktiv für den Klimaschutz und für die Bewahrung der Schöpfung. Also ein Klimaaktivist in Liebe zu Gott, zu allen Menschen und zur gesamten Schöpfung.



KONTAKT VALERIE STENZEL (26)

Die Karmelitinnen von Compiègne

**SAINTS
TODAY**



Der Gesang der Karmelitinnen

Am 17. Juli 1794 werden sechzehn Ordensfrauen in Paris hingerichtet. Sie gehören zum Karmel von Compiègne. Ihr Prozess vor dem Revolutionstribunal endet mit dem Vorwurf des „religiösen Fanatismus“ und der Feindschaft gegen das Volk. Ihr eigentliches „Vergehen“ besteht darin, an ihrem klösterlichen Leben festgehalten zu haben – an Gebet, Gelübden und Gemeinschaft.

Die Karmelitinnen von Compiègne lebten nach der Reformregel der Teresa von Ávila in strenger Klausur. Dieses verborgene Leben erschien der Revolution als nutzlos oder gar gefährlich. Nachdem Klöster aufgehoben und kirchliche Strukturen verstaatlicht worden waren, verweigerten die Schwestern die innere Anpassung an ein System, das Glauben auf Moral und Loyalität gegenüber dem Staat reduzieren wollte. Heimlich hielten sie – über verschiedene Wohnungen verstreut – an ihrer klösterlichen Ordnung fest.

Auffällig ist das Motiv des Klanges. Das Leben der Gemeinschaft war getragen vom gemeinsamen Gesang: Psalmen, Hymnen, das „Salve Regina“. Auch auf dem Weg zur Hinrichtung beteten und sangen die Schwestern. Zeitgenössische Berichte schildern, wie ihre Stimmen nacheinander verstummten.

Diese Dimension hat der französische Komponist Francis Poulenc in seiner Oper „Dialogues des Carmélites“ (1957) musikalisch gestaltet. In der Schlusszene wird das Martyrium nicht naturalistisch ausgemalt, sondern akustisch erfahrbar: Der Gesang der Gemeinschaft wird mit jedem Guillotinen Schlag

dünner, bis zuletzt eine einzelne Stimme übrigbleibt. Musik übersetzt Geschichte in Gegenwart. Sie macht hörbar, was auf dem Papier abstrakt bliebe: dass Glaube sich im gemeinsamen Atem, im liturgischen Klang vollzieht. Zehn Tage nach der Hinrichtung endete die Schreckensherrschaft Robespierres. Die politische Gewalt verliert ihre Protagonisten; der Gesang der Karmelitinnen bleibt Teil des geistlichen Gedächtnisses der Kirche. Papst Franziskus hat die Schwestern 2024 heiliggesprochen und damit ihr Zeugnis offiziell gewürdigt.

Ihre Aktualität liegt nicht im Kontrast von Revolution und Restauration. Sie liegt in der Frage nach der Freiheit des Glaubens. Was geschieht, wenn Religion nur dann akzeptiert wird, wenn sie sich funktional rechtfertigt? Das Leben der Karmelitinnen widerspricht der Annahme, Gebet sei weltfremd oder wirkungslos. Ihr verborgenes Dasein verstand sich als Dienst für Glaubensgemeinschaft und Gesellschaft – nicht durch Einfluss, sondern stellvertretendes Beten.

Der Klang ihres „Salve Regina“ ist verklungen. Doch die Erinnerung daran hält wach, dass es Formen von Treue gibt, die sich nicht instrumentalisieren lassen. In dieser stillen Standhaftigkeit werden die Karmelitinnen von Compiègne zu „Saints today“ – zu Heiligen für heute.



TEXT FELIX MAIER (27)

„Wir sind alle noch da“

Die obersten Beamten von Philippi ließen Paulus und seinen Begleitern viele Schläge geben und sie ins Gefängnis werfen; dem Gefängniswärter gaben sie Befehl, sie in sicherem Gewahrsam zu halten. Auf diesen Befehl hin warf er sie in das innere Gefängnis und schloss ihre Füße in den Block. Um Mitternacht beteten Paulus und Silas und sangen Loblieder; und die Gefangenen hörten ihnen zu. Plötzlich begann ein gewaltiges Erdbeben, sodass die Grundmauern des Gefängnisses wankten. Mit einem Schlag sprangen die Türen auf und allen fielen die Fesseln ab. Als der Gefängniswärter aufwachte und die Türen des Gefängnisses offen sah, zog er sein Schwert, um sich zu töten; denn er meinte, die Gefangenen seien entflohen. Da rief Paulus laut: Tu dir nichts an! Wir sind alle noch da. Jener rief nach Licht, stürzte hinein und fiel Paulus und Silas zitternd zu Füßen. Er führte sie hinaus und sagte: Ihr Herren, was muss ich tun, um gerettet zu werden? Sie antworteten: Glaube an Jesus, den Herrn, und du wirst gerettet werden, du und dein Haus. Und sie verkündeten ihm und allen in seinem Haus das Wort des Herrn. Er nahm sie in jener Nachtstunde bei sich auf, wusch ihre Striemen und ließ sich sogleich mit allen seinen Angehörigen taufen. Dann führte er sie in sein Haus hinauf, ließ ihnen den Tisch decken und war mit seinem ganzen Haus voll Freude, weil er zum Glauben an Gott gekommen war. (Apg 16,23-34)

Die gesamte Osterzeit hindurch begleitet uns in den liturgischen Lesungen die Apostelgeschichte, die Erzählung von den Reisen und Taten der ersten Nachfolger Jesu. In dieser Perikope aus Apg 16, die wir am 12. Mai hören werden, sind Paulus und seine Begleiter in Philippi unterwegs, wo sie scharfe Abneigung erfahren, bis sie im Gefängnis, „in sicherem Gewahrsam“ landen. Hieraus soll es kein Entkommen geben, der Erfolg von Paulus' Mission steht auf der Kippe. Doch statt sich der Verzweiflung hinzugeben, brechen Paulus und Silas mit den Erwartungen: Sie singen Loblieder. Und ihre Freude muss so ansteckend gewesen sein, dass die übrigen Gefangenen ihnen zuhören. Was darauf folgt, ist das erste Wunder in dieser Geschichte, das zeigt, welche Macht im Brechen der Erwartungen liegt: Gottes Macht bricht herein in die Situation der Ohnmacht und wird zur Rettung und Befreiung, indem sie zerbricht und aufbricht, was gefangen hält.

Es ist dieses erste Wunder, der Zusammenbruch von Mauern, Türen und Fesseln, das auch für einen anderen Menschen einen tiefen Bruch bedeutet: Der Gefängniswärter, ein einfacher, vermutlich nicht sonderlich beliebter Mann, sieht im Zusammenbruch seines Gefängnisses auch den Zusammenbruch seines Lebens vor sich. Er ist es, der die Verantwortung für die Gefangenen trägt; für ihren Ausbruch muss er mit seinem Leben haften. Wie sein Gefängnis liegt nun auch sein ganzes Leben in Trümmern. Er möchte dem schmachvollen Tod durch Hinrichtung entgehen und sich selbst das Leben nehmen, als sich das zweite Wunder dieses Textes ereignet. Es ist ein Wunder von Menschen, die selbst dann, wenn ihnen Aufbruch und Neuanfang ermöglicht werden, noch den im Blick haben, der ihnen verhasst sein müsste. Inmitten

des aufgebrochenen Gefängnisses stehen Paulus und die anderen Gefangenen: Wir sind alle noch da.

Ein zweites Mal bricht Paulus also mit den Erwartungen und ermöglicht nicht nur für sich selbst, sondern auch für den Gefängniswärter einen Aufbruch. Dieser gemeinsame Neuanfang führt den Wärter und seine Familie zum Glauben an Christus und zu einer Fülle an Freude. Damit erzählt uns diese Perikope die Geschichte von zwei völlig unterschiedlichen Personen, die beide (zumindest der Erwartung nach) am Rande des Zusammenbruchs stehen. Vielleicht erleben auch wir solche, wenn auch vielleicht nicht ganz so existenzielle Situationen des Zusammenbruchs. Vielleicht begegnen uns Menschen, deren Leben in ähnlichen Trümmern liegt. Vielleicht steht auch bei uns oder in unserem Umfeld einiges auf der Kippe. Doch die Apostelgeschichte ist nicht nur eine nette Erzählung, sie möchte uns Hoffnung spenden und Handlungsanweisung sein. Denn selbst wenn wir uns vielleicht schwer damit tun, auf ein Wunder von Gott zu hoffen, dürfen wir doch auf Wunder von den Menschen hoffen, die um uns sind, uns sehen und mit den Erwartungen brechen. Und schließlich sind auch wir gefordert, Wundertätige zu sein. Paulus kann uns ein Beispiel geben, worin ein solches Wunder bestehen kann: darin, die Hoffnung nicht aufzugeben, und darin, für Menschen da zu sein, wo sie uns brauchen – nicht zuletzt aus der Kraft, die Gott uns dazu schenken will.



TEXT GABRIEL HÄUSSLER (25)

Wir sind dabei! Und Du?



Der Alumniverein Amici Ambrosiani e.V. und das Ambrosianum sind auf der Kirchenmeile beim Katholik:innentag in Würzburg. Vom 14.–16. Mai 2026 könnt ihr uns dort auf unserem Infostand treffen.

Unter dem Motto: „Dolce Vita – Orientierungsjahre im Südwesten (Freiburg, Mainz & Tübingen)“ haben wir uns mit dem Freiburger Orientierungsjahr und dem Christlichen Orientierungsjahr Mainz zusammengetan, um unsere Angebote zu präsentieren.

Was will ich nach dem Abi? Ausbildung? Studium? Zeit im Ausland? Was sind meine Stärken? Wo liegen meine Talente? Was brauche ich, um den richtigen Weg zu finden? – das sind nur einige Fragen, mit denen sich junge Menschen während eines Orientierungsjahres beschäftigen.

An unserem Stand könnt ihr auch großartige Gäste treffen, die von ihrem Weg zu ihrem Job und von dem, was für sie ein gutes Leben ausmacht, erzählen und bei einem Getränk zum Austausch bereitstehen

– täglich um 11 und 15 Uhr. Auf einen Kaffee mit ... und mit EUCH!

Dolce Vita könnt ihr auch ganz direkt erleben, an unserer Bar, bei einem Espresso, einer heißen Schokolade, einem Kaffee oder Kaltgetränk – bei uns ist für jede:n was dabei!

Kommt vorbei, trifft alte Bekannte oder lernt ganz neue Leute kennen und entdeckt, was „Dolce Vita“ für euch sein könnte!

Weitere Infos – auch zu den einzelnen Angeboten – findet ihr hier:

<https://orientierungsjahre-im-sudwesten.de>

Wir freuen uns auf euch!

Euer Amici Ambrosiani e.V.

 **Ambrosianum
FÖRDERVEREIN**





Ambrosianum Sprachenjahr: Zeit für dein Studium. Zeit für dein Leben.

Abitur – und dann?

Im Ambrosianum Sprachenjahr können junge Menschen vor dem Studium qualifizierte Sprachabschlüsse (Latein, Griechisch und Hebräisch), die sie für ein Theologie- oder anderes Studium brauchen, in einem einjährigen Kurs erwerben. Wer sich für einen Seelsorgeberuf interessiert, findet viele Gesprächspartner:innen und kann sich bei seiner Entscheidungsfindung begleiten lassen. Elemente der Persönlichkeitsbildung und die vielen Gemeinschaftserlebnisse machen das Jahr im „Ambros“ unvergesslich.

Der Kern des Programms im Ambrosianum Sprachenjahr sind Sprachkurse in den drei klassischen Sprachen Latein, Altgriechisch und Bibelhebräisch. Neben dem unmittelbaren Spracherwerb bieten diese Kurse in Verbindung mit weiteren Lehrveranstaltungen, etwa dem Basiskurs Philosophie, eine umfassende

Einführung und Auseinandersetzung mit unserem kulturellen Erbe aus der Antike, das Europa bis heute wesentlich prägt.

Das propädeutische Seminar Ambrosianum bietet eine umfassende Begleitung und Unterstützung bei der Vorbereitung eines Studiums in diesen Bereichen an, vor allem für ein Studium der (katholischen) Theologie, aber auch anderer Fächer wie z.B. Romanistik oder Geschichte.

Das Ambrosianum ist eine Einrichtung der Diözese Rottenburg-Stuttgart.

Wenn Sie in Schule oder Seelsorge Schüler:innen treffen, für die das Angebot in Frage kommt, sprechen Sie diese doch an!

Weitere Informationen (Inhalte, Kosten, Unterbringung, Anmeldung ...) finden Sie unter www.ambrosianum-tuebingen.de

 **Ambrosianum**
SPRACHENJAHR



Termine

ANGEBOTE DER DIÖZESANSTELLE BERUFE DER KIRCHE

- 20.05.2026 19 Uhr, Online-Sprechstunde für Interessierte an Seelsorgeberufen
- 23./24.05.2026 Workshop und Begegnungsmöglichkeit auf dem Pfingstfestival Ulm
- 30./31.05.2026 Infostand und Workshops auf dem Jugendtag in Untermarchtal
- 19./20.06.2026 Infotagung Ständiger Diakonat (Heiligkreuztal)

Unsere Workshops – wir kommen zu Ihnen!

Sehr gerne kommen wir vom Berufe-der-Kirche-Team zu Ihnen in die Firmvorbereitung, Ihre Jugendgruppe oder Ihren Religionsunterricht ab Klasse 10 und führen einen unserer Workshops durch.

Mehr Infos unter: www.berufe-der-kirche-drs.de/workshops/

Folgende Workshops stehen zur Verfügung:

- Entscheidungen – wie kann ich sie treffen?
- Stärken – was kann ich richtig gut?
- Bedürfnisse – was brauche ich, damit es mir gut geht?
- Mehr-Blick – wonach sehne ich mich?
- Seelsorge – ein Beruf für dich?
- Theologie – und was hat Taylor Swift damit zu tun?

Mehr Infos, neue Angebote und Anmeldung:

www.berufe-der-kirche-drs.de oder bei berufe-der-kirche@drs.de



SAVE THE DATE: Holy Shift Festival für Jugendliche und Junge Erwachsene,

23./24. April 2027 – Tübingen

- Double Stage am Freitag mit Jonny vom Dahl & Jack Russel's Halsbänd
- Abendimpuls + Übernachtung in Tübingen
- Podium zum Thema Zukunft mit Keynotespeaker:in
- Workshops, Infostände & Action
- Räume für Spiritualität und Begegnungen
- Streetfood
- Konzert mit Heike Ostertag, Gottesdienst mit Bischof Klaus Krämer und bergbandkollektiv

Aktuelle Informationen zu Details und Programm
unter www.holy-shift-festival-drs.de



MENSCHEN SAGEN JA ZU EINEM KIRCHLICHEN DIENST

23.05.2026 Weihe der Ständigen Diakone

Mariä Himmelfahrt, Ulm-Söflingen, 10.00 Uhr, Bischof Dr. Klaus Krämer

04.07.2026 Beauftragung der Pastoralassistent:innen

St. Maria, Ditzingen, 14:30 Uhr, Bischof Dr. Klaus Krämer

11.07.2026 Priesterweihe

Liebfrauen, Ravensburg, 09:30 Uhr, Bischof Dr. Klaus Krämer

18.07.2026 Beauftragung der Gemeindeassistent:innen

Dom St. Martin, Rottenburg am Neckar, 14.00 Uhr,
Weihbischof Dr. Gerhard Schneider

25.07.2026 Verleihung der Missio Canonica an Religionslehrer:innen

Dom St. Eberhardt, Stuttgart, 10:00 Uhr, Bischof Dr. Klaus Krämer

Herzliche Einladung zur Mitfeier dieser besonderen Gottesdienste!

PÄPSTLICHES WERK FÜR GEISTLICHE BERUFE

Gebetsbildchen mit dem Jahresgebet 2025 können bei der Diözesanstelle Berufe der Kirche bestellt werden.

Wenn Sie die Arbeit des Päpstlichen Werkes für geistliche Berufe unterstützen möchten, ist uns Ihre Spende willkommen!

Empfänger: Bistum Rottenburg-Stuttgart

Volksbank Herrenberg-Rottenburg

IBAN: DE48 6039 1310 0005 4040 02

Verwendungszweck 1: 512020

Verwendungszweck 2: Päpstliches Werk für geistliche Berufe



Für die Ausstellung einer Zuwendungsbestätigung benötigen wir den Namen und die Adresse des Spenders. Vielen Dank!

